

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis monatlich 50 Pf., Einzelnummer 15 Pf.
Postscheckkonto der Hauptkasse des DMV, Berlin Nr. 138262
Postscheckkonto der Verlagsgesellschaft des DMV, Berlin Nr. 121218

Verantwortlicher Schriftleiter Fritz Kummer
Schriftleitung und Versandstelle Berlin SW68, Alte Jakobstraße 148
Fernsprecher A 7 Dönhoff 6750-6753

Erscheint wöchentlich am Sonnabend
Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückgesandt
Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste

Für wen sind die Zeiten hart?

Für alle Besitzenden und ihre Vertreter gilt es als ausgemacht, daß die Reichskasse wie die ganze Wirtschaft nur auf Kosten der Arbeitenden „sanier“ (gesund gemacht) werden darf. Erhöhung solcher Abgaben, welche die breiten Massen zahlen und Verminderung der Leistungen, die diesen zufließen, namentlich in der Sozialversicherung, das sind die beiden Mittel, die neben direktem Lohnabbau angewandt werden. Nun geht das aber nur solange, wie die Arbeiter es sich gefallen lassen. Denn immer noch gilt das Wort des alten Fritzen: Der liebe Gott ist stets mit den größten Bataillonen. Es ist schon so und bleibt so, gegen ihren Willen kann die arbeitende Masse nicht regiert werden. Gefallen läßt sie sich das aber nur so lange, wie sie die Sache nicht durchschaut; nur so lange, wie sie glaubt, es ginge nicht anders, es müsse so sein. Darum ist es eine der größten Sorgen der Besitzenden und ihrer Soldschreiber, der arbeitenden Masse den guten Glauben zu erhalten, ihr immer aufs neue einzureden, alles, was da vorgeht, geschähe zu ihrem Besten.

Da hat neulich wieder ein gewisser Dr. Gothein, ein ehemaliger Reichsminister, am 30. Mai im Berliner Börsen-Courier einen Artikel losgelassen, worin er „beweist“, daß die Rentenkürzung, nicht nur für die Arbeitslosen, sondern auch für die Alters-, Invaliden-, Unfallrentner, unbedingt notwendig sei zur Glückseligkeit der — Betroffenen. Das macht er so: vor dem Weltkrieg lebte der deutsche Arbeiter im Durchschnitt 45 Jahre; jetzt erreicht er im Durchschnitt 55 Jahre. Das ist in der kapitalistischen Welt natürlich ein Unglück, denn dadurch wächst die Zahl derer, die Anspruch auf Rente haben. Schon im Jahre 1925 war die Zahl der über 65jährigen um 732 000 größer als 1910, heute ist sie um 1 200 000 größer. Auch die Invaliden leben heutzutage länger als früher und bereiten dadurch dem Kapital großen Kummer. Ende 1926 gab es an Alters-, Invaliden- und Krankenrentnern insgesamt 1 756 000, am 1. Oktober 1930 hatten sie sich auf 2 190 000 vermehrt. Gleichzeitig hatten die Witwen mit Rentenanspruch von 280 000 auf 621 000 zugenommen. Wo soll für sie alle das Geld herkommen? 1913 hat das Reich zu diesen Versicherungen knapp 59 Millionen Mark beigetragen, 1930 mußte es 455 Millionen Mark zuschießen. Die Beiträge der Versicherten sind in derselben Zeit von 290 auf 984 Millionen Mark gestiegen. Der durchschnittliche Wochenbeitrag jedes einzelnen von 37,5 auf 140 Pfennige.

Wer wollte so nüchternen, hausbackenen Zahlen widerstehen? Wer wollte dem Verfasser nicht bestimmen, daß da nichts übrig bleibt als stramme Rentenkürzung, weil sonst die ganze Versicherung Bankrott macht und dann die Witwen und Waisen, die Kranken, die Krüppel und die Alten gar nicht mehr kriegen? Freilich, die Sache ist hart, das gibt Seine Exzellenz Herr Dr. Gothein unumwunden zu. Denn schon jetzt betragen die Renten nur knapp 37 M monatlich im Durchschnitt, für Witwen 22,50 M. Trotzdem, Herr Gothein will sie auf den Stand von 1926 herunterdrücken, das heißt auf 25 und 14 M monatlich! Und er beruft sich auf den Christlichen Metallarbeiterverband als Kronzeugen, der habe sich „vor wenigen Tagen für eine allgemeine Senkung aller Sozialleistungen ausgesprochen.“

Euch erstarrt das Blut in den Adern, wenn ihr hört, daß dem alten ausgedienten Veteranen oder Invaliden der Arbeit die 37 M monatlich noch gekürzt werden sollen auf 25 M? — Ja, mit Gefühlsduseleien darf man einem so robusten Vertreter des Besitzes nicht kommen. Hart ist es, das bestreitet ja Seine Exzellenz nicht. Aber müssen wir nicht alle leiden?

„Die Zeiten sind nun einmal überaus hart und schwer. Sind es für den unter Kurzarbeit und sinkenden Löhnen leidenden Arbeiter, für den Geschäftsmann wie für den Grundbesitzer, die von Steuern und Lasten erdrückt werden Schwer für den Landwirt, der trotz aller ihm gewährten Hilfen mit Verlust arbeitet. Schwer für den im Alter von der Rente seines Vermögens Lebenden, der dieses wie die ersteren ständig verringert sieht. Schwer für den Beamten, dem Gehalt oder Pension erheblich gekürzt wird.“

Unmöglich kann da der Sozialrentner verlangen, daß ausgerechnet für ihn eine Extrawurst gebraten wird und daß man ihn im ungestörten Genuß seiner 9 oder 4 M die Woche beläßt.

Da bleibt ja kein Auge trocken! — Aber sind die Zeiten wirklich so furchtbar hart?

Am 31. Mai veröffentlichte das Berliner Tageblatt (ebenso bürgerlich wie der Börsen-Courier) eine Übersicht über die bis zum 30. April bekanntgegebenen Jahresabschlüsse der Aktiengesellschaften. Es handelt sich um 1005 Firmen mit zusammen 3280 Millionen Mark Aktienkapital. Das ist mehr als der sechste Teil alles in Deutschland vorhandenen Aktienkapitals, also eine Summe, die durchaus ein Bild von der allgemeinen Lage gibt. Es sind nur Abschlüsse zum 31. Dezember 1930, sie berichten also von den Ergebnissen des Jahres der furchtbarsten Krise, die die Welt seit 1873 erlebt hat. (Ausspruch des Direktors der Dresdener Bank.) Da bekommt man einen kleinen Einblick, wie der Besitz das „furchtbar harte und schwere Jahr“ überstanden hat.

Alle 1005 Gesellschaften zusammengerechnet, (darunter nicht weniger als 245 Gesellschaften, die in ihrer Bilanz Verluste ausweisen), betrug

	der Reingewinn in Millionen Mark	die Dividende in Millionen Mark
1929	308 = 9,3 vH	262 = 7,9 vH
1930	263 = 8 „	209 = 6,4 „

Da sich auch das Aktienkapital inzwischen ein wenig verringert hat, (von rund 3330 auf 3280 Millionen Mark), so bedeutet dies, wie man sieht, für den Reingewinn nur eine Senkung von 9,3 auf 8 vH. Und in diesem Jahr der furchtbarsten Krise haben die Aktionäre immer noch fast 6 1/2 vH Dividende bekommen. Dabei weiß man doch, daß in solchen Zeiten die Aktiengesellschaften kleinere Dividenden geben als sie könnten, und daß überdies auch schon der Reingewinn meist größer ist, als die Bilanz aussagt. Das ist auch in diesen Bilanzen wieder deutlich zu merken. Die Rücklagen sind größer geworden, von 848 auf 919 Millionen Mark. Man

hat also außer dem bekannt gegebenen Reingewinn von 263 Millionen Mark noch 70 Millionen auf die hohe Kante gelegt. Und wer sagt uns, daß das alles war? Daß nicht daneben noch erhebliche Gewinne versteckt worden sind? Hat nicht erst kürzlich das Institut für Konjunkturforschung (also das Statistische Reichsamt) festgestellt, daß die Unternehmer sogar unbedenklich die Bücher fälschen, um ihre Gewinne zu verstecken? „Aus dem Vergleich der Bilanzen von Jahr zu Jahr lassen sich nur diejenigen Neuanlagen errechnen, die von den Unternehmungen selbst ausgewiesen werden. Daneben aber gibt es noch „stille“ Anlagen. Diese werden in der Buchführung und der Bilanz dadurch verborgen, daß die Warenvorräte unterbewertet und bei den Anlagen überhohe Abschreibungen gemacht werden.“ So steht zu lesen auf Seite 175 des neuen amtlichen Sonderheftes über die Kapitalbildung. Es versteht sich, daß die Unternehmer das in Zeiten der allgemeinen Not noch mehr machen, und wenn schon der ausgewiesene Gewinn im Krisenjahr nur so wenig kleiner geworden ist, so dürfen wir sicher sein, daß der wirkliche Gewinn überhaupt nicht gesunken ist.

So sieht es aus in dieser „harten“ Zeit, da man den Opfern der Arbeit ihr Hungerbrot abermals schmälert. Ibykus.

Europäische Lohnquetscher auf Montage

In der ersten Hälfte des Mai fand in Washington die Versammlung der internationalen Handelskammer statt. Unter den weit mehr als 1000 Teilnehmern befand sich eine erhebliche Zahl von Großhändlern, Börsenjobbern, Politikanten und industriellen Profitgenossen aus europäischen Ländern. Sie besonders nahmen die Versammlung wahr, ihre wirtschaftspolitischen Weisheiten an den Mann zu bringen. Sie müssen dort viel dumm geredet haben, denn amerikanische Zeitungen sind garstig genug, ihre Reden zum Teil wörtlich wiederzugeben und sie mit Worten zu begleiten, die diese europäischen Zeitgenossen zu wirtschaftspolitischen Tölpeln stempeln.

Diese europäischen Handelskammerlinge scheinen nicht zu wissen, daß ihre Ansichten über die Ursachen der Wirtschaftskrise sowie ihre Ratschläge zu deren Beseitigung, in Amerika vorgetragen, einen scharfen Stich ins Ulkige oder gar Dummhörige haben. Das gilt besonders von ihrem Verlangen, die Löhne zu kürzen. Die Amerikaner meinen, von einer verhältnismäßig kleinen Zahl von kurzfristigen Industriellen und Bankiers abgesehen, daß die Lohnkürzung das dümmste ist, was zur Milderung der Krise vorgeschlagen werden kann, und sie verweisen darauf, daß, wenn niedrige Löhne krisenmildernd oder krisenhemmend seien, Europa mit seinen viermal niedrigeren Löhnen sich im Gegensatz zu Amerika in einer wirtschaftlich äußerst günstigen Lage befinden müsse.

Dieser Hinweis, so stichhaltig er auch ist, hat einige der europäischen Handelskammervertreter nicht abgehalten, in Washington den Lohnabbau als Krisenheilmittel zu preisen. Diese ganz Unberufenen hielten sich für berufen, gegen die höheren amerikanischen Löhne loszuziehen. Der frühere Ministerpräsident Theunis eröffnete den Reigen. Er meinte, „die Wirkungen des (in Amerika weitverbreiteten) Warenverkaufs auf Abzahlung und die hohen Löhne sollten sorgfältig beobachtet werden, sollten als eine Rolle im wirtschaftlichen Leben betrachtet werden, nicht aber als ein (Heil-) Mittel“. Dem Belgier folgte der A. Meyer, der Präsident des europäischen Stahltrüsts. Er gab der Versammlung zu erwägen: „Würde es nicht logischer sein, nach der Herabsetzung der Kosten des Lebensunterhaltes zu streben und in Konsequenz davon die Löhne herabzusetzen?“ Dieser Hunderttausend-Mark-Mann hält es mit einem System der staatlich festgesetzten Löhne, aber in niedrigerer Richtung. „Die Entwicklung der wirtschaftlichen Lage in Großbritannien und Deutschland“, so redete er weiter, „zeigt, daß die Politik der hohen Löhne, obwohl in einer im Vergleich zu Amerika abgeschwächten Form, keine zufriedenstellenden Ergebnisse geliefert hat. Ohne behaupten zu wollen, daß der wirtschaftliche Tiefstand ausschließlich das Resultat hoher Löhne sei, so kann doch nicht bestritten werden, daß sie ein stark mithelfender Faktor gewesen sind.“

Nach solchen Vorrednern bekam Signor Gino Olivetti, der Syndikus der Italienischen Industriellen-Vereinigung, den nötigen Mut, dem Amerikaner unverblümt die Meinung seiner europäischen Artgenossen unter die Nase zu reiben. „Hohe Löhne“, so belehrte er die Amerikaner, „sind eine sehr schwere Last für die industriellen und landwirtschaftlichen Unternehmen der Vereinigten Staaten. Anders können wir uns die

verzweifelte Versuche nicht erklären, die die amerikanische Industrie und Landwirtschaft macht, ihren Zolltarif so weit zu erhöhen, daß er fast zum Ausschluß fremder Waren führt.“

Damit soll es des Zitierens der Reden der europäischen Lohnquetscher genug sein. Ihre Politik der niedrigen Löhne fand scharfen Widerspruch durch die Amerikaner. Mr. Edward Filene aus Boston nannte die Lohnquetscherei eine wirtschaftliche Strangulation. Er sagte, nicht die hohen Löhne seien schuld an der Krise, sondern die Tatsache, daß die Verteilung der Waren weit hinter der Massenproduktion hergehinkt habe. Ja, selbst der amerikanische Finanzminister Mellon hielt die Ansichten der europäischen Redner für dermaßen absurd, daß er sich nicht enthalten konnte, ihnen zu sagen: „In Amerika hat es eine gemeinsame und entschlossene Anstrengung von Regierung und Geschäftswelt gegeben, nicht nur um jedes Senken der Löhne zu verhindern, sondern auch um die Höchstzahl von Arbeitern in Beschäftigung zu halten und so den Warenverbrauch zu erhöhen. Jeder Mann, der in Arbeit gehalten oder in sie zurückgebracht werden kann, hebt die Kaufkraft der Nation und regt weitere Produktion an.“ Ferner sagte der Minister: „Amerika hat alle notwendigen Lebensmittel in Fülle erzeugt, unser Problem ist jetzt das der Verteilung, das heißt Mittel und Wege zu finden, ein besseres Gleichgewicht zwischen Produktion und Verbrauch herzustellen, damit wir nicht mehr das traurige Schauspiel haben, arbeitswillige Menschen zu sehen, die keine Käufer für die einzige Ware finden, die sie haben, nämlich, daß sie ihre Arbeitskraft nicht austauschen können gegen Nahrung und Kleidung, die wir in Fülle erzeugen. Der allwichtigste Faktor ist die Kaufkraft, und diese hängt in großem Maße vom Lebensstandard ab, den Amerika erreicht hat. Dieser Lebensstandard muß um jeden Preis hochgehalten werden.“ Auf die Anregung europäischer Vertreter, die Löhne herabzusetzen, antwortete der Finanzminister Mellon, das Gegenteil sei notwendig; man müsse versuchen, den Lebensstandard, das heißt den Lohn, auch in anderen Ländern zu heben.

Die Äußerungen der amerikanischen Redner gegen die Anreißerei der europäischen Lohnquetscher darf nun freilich nicht zu der Meinung führen, in Amerika sei von Lohnabbau keine Rede. Auch dort wird eifrig in Lohnabbau gemacht. Der Antrieb geht sehr oft von den Banken aus, die kreditbedürftigen Fabrikanten „nahelegen“, seine Betriebskosten durch Kürzung der Bezahlung der Arbeiter zu mindern. Dieser „Nahelegung“ können die Fabrikanten nicht gut widerstehen, selbst wenn sie dagegen sein wollten. Den Lohnquetschern steht indessen eine starke öffentliche Meinung entgegen, und jedenfalls ist es noch keinem Minister eingefallen, den Lohnabbau zu preisen, um dadurch die Wirtschaft anzukurbeln. Ein amerikanischer Arbeitsminister zum Beispiel, der diesen hanebüchenden Unsinn von sich gäbe, würde kurzerhand in das Chinesische Museum von St. Franzisko versetzt, wo es noch an einem solchen Schaustück fehlt. Wie stark in Amerika auch die Presse dem Lohnabbau widerstrebt, läßt der leise Spott ahnen, mit dem sie die Reden der europäischen Lohnquetscher mischt. Deren Äußerungen haben in Amerika die Ansicht aufs neue bestärkt, daß ein Land oder ein Erdteil, der solche wirtschaftspolitischen Hühner als Vertreter sendet, höchst rückständig sein muß.

Wahl der Abgeordneten zum Gewerkschaftskongreß

In der Zeit vom 31. August bis 5. September 1931 findet der

14. ordentliche Gewerkschaftskongreß in Frankfurt am Main

statt. Nach den Bundessatzungen entfällt auf je 15000 Mitglieder der durchschnittlichen Mitgliederzahl für das Jahr 1930 ein Abgeordneter.

Zur Vornahme der Wahlen im Deutschen Metallarbeiter-Verband werden folgende Wahlabteilungen gebildet:

	Zahl der Abgeordneten
Bezirk Berlin	
Berlin	5
Bezirk Bielefeld	
Ahlen, Bielefeld, Bünde, Detmold, Gronau, Gütersloh, Herford, Minda, Münster, Oeynhausen, Osnabrück, Paderborn	1

Bezirk Brandenburg

Altcarbe, Arnswalde, Berlinchen, Brandenburg, Crossen, Dahme, Driesen, Eberswalde, Elsterwerda, Finsterwalde, Forst, Frankfurt a. O., Fürstenberg, Fürstenwalde, Gassen, Guben, Jüterbog, Kirchhain, Kottbus, Küstrin, Landsberg, Lautawerk, Lippelne, Luckenwalde, Nauen, Neuruppin, Nowawes, Oranienburg, Prenzlau, Rathenow, Schwiebus, Senftenberg, Sommerfeld, Sorau, Spremberg, Treuenbrietzen, Velten, Vetschau, Werder, Wittenberge, Wriezen, Zehdenick, Zossen, Züllichau

Bezirk Breslau

Bernsdorf, Bernstadt, Beuthen, Breslau, Brieg, Bunzlau, Freiberg, Glatz, Gleiwitz, Glogau, Gnadenfrei, Görlitz, Grünberg, Hindenburg, Hirschberg, Jauer, Keula, Königshuld, Königshütte, Kotzenau, Langenbielau, Liegnitz, Malapane, Mallnitz, Neisse, Neumarkt, Neurode, Neusalz, Niesky

	Zahl der Abgeordneten
Nimptsch, Öls, Ohlau, Oppeln, Patschkau, Penzig, Primkenau, Ratibor, Reichenbach, Reichenstein, Saarau, Schweidnitz, Strehlen, Striegau, Trebnitz, Waldenburg, Weißwasser . . .	2
Bezirk Dresden	
Chemnitz	1
Dresden	2
Leipzig	2
Annaberg, Aue, Bautzen, Borna, Burgstädt, Crimmitschau, Dippoldiswalde, Döbeln, Ebersbach, Freiberg, Geithain, Glauchau, Groitzsch, Großenhain, Groß-Schönau, Grüna, Hainichen, Kamenz, Leisnig, Limbach, Löbau, Lugau, Markranstädt, Meerane, Meißen, Mittweida, Neugersdorf, Neustadt i. S., Nossen, Oderan, Olbernhau, Oschatz, Penig, Plauen, Radeberg, Reichenbach, Riesa, Rochlitz, Roßwein, Schmiedeberg, Sebnitz, Stolpen, Waldenburg, Werdau, Wurzen, Zittau, Zwickau	4

	Zahl der Abgeordneten
Altenburg, Apolda, Arnstadt, Berka, Blankenstein, Bleicherode, Eisenach, Eisenberg, Erfurt, Friedrichsroda, Gera, Gotha, Göbnitz, Gräfenhain, Greiz, Hirschberg a. S., Jena, Ichtershausen, Ilmenau, Kahla, Katzhütte, Koburg, Königsee, Langensalza, Lehesten, Meiningen, Mellenbach, Menteroda, Mühlhausen, Neustadt a. O., Nordhausen, Ohrdruf, Pöbneck, Rastenberg, Ruhla, Saalfeld, Salzungen, Sömmerda, Sondershausen, Suhl, Schleiz, Schmalkalden, Schmölln, Tambach, Triptis, Waltershausen, Weimar, Wurzbach, Zeulenroda, Ziegenrück	2

	Zahl der Abgeordneten
Bochum, Dortmund, Duisburg, Düsseldorf, Essen, Gelsenkirchen, Hamm, Hattingen, Herne, Hörde, Mülheim, Oberhausen, Witten	3

	Zahl der Abgeordneten
Frankfurt	1
Aschaffenburg, Bendorf, Bensheim, Buchenau, Corbach, Darmstadt, Dillingen, Erbach, Fulda, Geisheim, Gießen, Hanau, Herborn, Hirzenhain, Höchst, Homburg, Kassel, Kelsterbach, Kreuznach, Limburg, Lollar, Mainz, Marburg, Michelstadt, Neunkirchen, Neuwied, Oberstein, Offenbach, Saarbrücken, St. Ingbert, Siegen, Straßersbach, Trier, Urberach, Völklingen, Wertheim, Wetzlar, Wiesbaden, Wissen	4

	Zahl der Abgeordneten
Altena, Barmen, Cronenberg, Fröndenberg, Gevelsberg, Gummersbach, Hagen, Hohenlimburg, Iserlohn, Lippstadt, Lüdenscheid, Mettmann, Neheim, Oberbrügge, Opladen, Plettenberg, Remscheid, Solingen, Velbert, Warstein	2

	Zahl der Abgeordneten
Magdeburg	1
Aken, Artern, Aschersleben, Bernburg, Bitterfeld, Bockwitz, Burg, Dessau, Eilenburg, Halberstadt, Halle, Harzgerode, Herzberg, Hettstedt, Kalbe, Könnern, Koswig, Köthen, Merseburg, Meuselwitz, Neuhaldensleben, Nieburg, Oschersleben, Quedlinburg, Raguhn, Sangerhausen, Schönebeck, Seehausen, Staßfurt, Tangermünde, Thale, Weißenfels, Wernigerode, Wittenberg, Zeitz, Zerbst	3

	Zahl der Abgeordneten
Hamburg	2
Augustfehn, Bergedorf, Boizenburg, Bremen, Bremerhaven, Brunsbüttel, Cuxhaven, Delmenhorst, Eckernförde, Elmshorn, Emden, Flensburg, Geesthacht, Glückstadt, Harburg, Helgoland, Heide, Husum, Itzehoe, Kappeln, Kiel, Lägerdorf, Lauenburg, Leer, Lübeck, Lüneburg, Mölln, Neumünster, Norden, Nordenham, Nordsee, Oldenburg i. O., Oldenburg i. H., Osterholz, Papenburg, Pinneberg, Rendsburg, Schleswig, Stade, Tönning, Ottersen, Varel, Vegesack, Warstade, Wedel, Wewelsfleth, Wilhelmshaven, Wismar	4

	Zahl der Abgeordneten
Hannover	1
Alfeld, Blankenburg, Braunschweig, Burgdorf, Celle, Clausthal, Dassel, Einbeck, Goslar, Göttingen, Grund, Hameln, Helmstedt, Hildesheim, Holzminden, Hötensleben, Lautenthal, Lauenburg, Lengede, Nienburg, Offleben, Osterode, Peine, Rübendorf, Schlade, Schöningen, Soltan, Stendal, Tanne, Ülzen, Uslar, Walsrode, Wieda, Wietze, Wolfenbüttel, Zorge	2

	Zahl der Abgeordneten
Köln	1
Aachen, Bocholt, Bonn, Brühl, Düren, Emmerich, Euskirchen, Geldern, Hönningen, Isselburg, Kleve, Krefeld, Mürs-Hochzemmerich, München-Gladbach, Neuß, Siegburg, Wesel	1

	Zahl der Abgeordneten
Altenstein, Angerburg, Elbing, Deutsch-Eylau, Preußisch-Eylau, Goldap, Gumbinnen, Preußisch-Helland, Insterburg, Königsberg, Lötzen, Lyck, Marienburg, Marienwerder, Palanicken, Pillkallen, Ragnit, Rastenburg, Rüssel, Tilsit, Wehlau	1

	Zahl der Abgeordneten
Nürnberg	2
Angsburg, München	1
Amberg, Amstach, Bamberg, Bayreuth, Bergen, Erding, Erlangen, Forchheim, Freising, Fürth, Georgensgand, Haushaus, Hersbruck, Hof, Ingolstadt, Kempten, Kitzingen, Kronach, Kumbach, Landsberg, Landshut, Lauf, Lindau, Marktredwitz, Martitzweitz, Mühlhof, Neumarkt, Passau, Regnitz, Peßenberg, Penzberg, Regensburg, Regau, Rosenheim, Rostau, Roth, Rosenbruck, Rothenburg, Schnei, Schwabach, Schwaben, Schweinfurt, Selb i. Bay., Starnberg, Trosberg, Weßheim, Weidenburg, Würzburg, Zandorf	2

	Zahl der Abgeordneten
Anklam, Barth, Bergen, Danzig, Falkenburg, Ferdinandshof, Flatow, Friedland, Fürstberg, Greifenberg, Greifswald, Grevesmühlen, Grimmen, Güstrow, Hammerstein, Jarmen, Kolberg, Köslin, Köslin, Lauenburg, Löcknitz, Leitz, Lübz, Messau, Neuhardenburg, Neustettin, Neustrelitz, Neustadt, Parchim, Pasewalk, Pyritz, Reetz, Regenwalde, Rostock, Rügenwalde, Saßnitz, Schlawe, Schwedt, Schöneberg, Schwesin, Stargard, Stettin, Stolp, Stralsund, Swinemünde, Teterow, Torgelow, Trepow a. R., Uckermark, Waren, Wismar, Wolgast	1

	Zahl der Abgeordneten
Stuttgart	1
Aalen, Achern, Biberach, Ebingen, Eisenbach, Eßlingen, Falkau, Frankenthal, Freiburg, Freudenstadt, Friedrichshafen, Friedrichsthal, Furtwangen, Geislingen, Gmünd, Göppingen, Gutach, Hall, Heidenheim, Heilbronn, Herrenberg, Hornberg, Kaiserslautern, Karlsruhe, Kehl, Konstanz, Lambrecht, Landau, Leutkirch, Lörrach, Ludwigshafen, Mannheim, Mergentheim, Metzingen, Neustadt/H., Neustadt/Sch., Nürtingen, Oberndorf, Offenburg, Oggersheim, Pforzheim, Pirmasens, Reutlingen, Rottenburg, St. Georgen, Schramberg, Schwennigen, Singen, Speyer, Todtnau, Triberg, Tübingen, Tuttlingen, Ulm, Villingen, Waiblingen, Waldshut, Worms, Zweibrücken	5
Vorstand	3
Zusammen 62	

Zur Vornahme der Wahl der Abgeordneten des DMV zum Gewerkschaftskongreß in Frankfurt a. M. gilt folgende

Wahlordnung:

Wahlleitung

Für jede Wahlabteilung wird eine Wahlleitung gebildet. Diese besteht in den Verwaltungsstellen, die für sich eine selbständige Wahlabteilung bilden, aus der Ortsverwaltung, in den aus mehreren Verwaltungsstellen zusammengesetzten Wahlabteilungen aus der Bezirksleitung. Als Vorsitzender der Wahlleitung fungiert in den selbständigen Wahlabteilungen bildenden Verwaltungsstellen der Bevollmächtigte, in den zusammengesetzten Wahlabteilungen der Bezirksleiter. Wer zum Gewerkschaftskongreß kandidiert, kann einem Wahlvorstand nicht angehören.

Vorschläge und Aufstellung der Kandidaten

In den Verwaltungen, die selbständige Wahlabteilungen bilden, steht den im Statut (§ 33 Abs. 5) vorgesehenen Vertreterversammlungen das Recht von Kandidatenvorschlägen zu. Die Zahl der aufzustellenden Kandidaten beträgt in Verwaltungen mit selbständigen Wahlabteilungen das Doppelte der auf sie entfallenden Abgeordneten. In den aus mehreren Verwaltungen gebildeten Wahlabteilungen steht jeder Verwaltungsstelle das Recht der Aufstellung eines Kandidaten zu. Es empfiehlt sich jedoch zur Vermeidung von Stimmzersplitterung dringend, von einem eigenen Vorschlag abzusehen und dem Kandidatenvorschlag derjenigen Verwaltungsstelle sich anzuschließen, die nach ihrer Größe und der Persönlichkeit des aufzustellenden Kandidaten die meiste Aussicht hat, den Abgeordneten an der Wahl zu bekommen. Der Bezirksleiter hat die Vermittlung zwischen den Verwaltungen zu übernehmen. Die zur Aufstellung der Kandidaten einzuberufenden Versammlungen sind durch Handzettel oder Ausschreibung in der Presse rechtzeitig und ausreichend bekanntzugeben. Die Tagesordnung muß den Punkt: Stellungnahme

zu der Wahl der Abgeordneten zum Gewerkschaftskongreß in Frankfurt a. M. enthalten. In selbständigen Wahlabteilungen kann die Vertreterversammlung bei der Kandidatenaufstellung mit Zweidrittelmehrheit beschließen, daß von einer Urwahl Abstand genommen und die Wahl der Abgeordneten durch die Vertreterversammlung vorgenommen wird. Haben die Mitgliederversammlungen der einzelnen Verwaltungen zu den Kandidatenvorschlägen Stellung genommen, sind weitere Vorschläge aus diesen Mitgliedschaften nicht mehr zulässig. Die von den Mitgliedschaften zusammengesetzter Wahlabteilungen gemachten Vorschläge müssen spätestens am 29. Juni 1931 in den Händen der zuständigen Bezirksleitung sein. Etwaige Adressenänderungen sind umgehend mitzuteilen. Nach dem 29. Juni 1931 der Bezirksleitung zugehende Vorschläge können nicht mehr auf die Vorschlagsliste gesetzt werden.

Wahlberechtigung und Wählbarkeit

Wahlberechtigt sind nur Mitglieder, die mindestens 13 Wochen dem Verband angehören und für die Zeit ihrer Zugehörigkeit ihre Beiträge entrichtet haben. Wer am Tage der Wahl länger als 6 Wochen mit den Beiträgen im Rückstand ist, scheidet damit aus dem Verband aus und ist zur Stimmabgabe nicht mehr berechtigt (§ 35 Abs. 2 und § 21 Abs. 1a des Statuts). Wählen kann ein Mitglied nur in der Verwaltungsstelle, in der es zur Zeit in der Mitgliederliste eingetragen ist, wenn es sich durch das Mitgliedsbuch ausweist. Gewählt können jedoch auch Mitglieder werden, die einer anderen Verwaltungsstelle angehören. Auf der Reise befindliche Mitglieder können in dem Verbandsort wählen, in dem sie sich am Tage der Wahl befinden, hinter ihrem Namen ist in der Wählerliste der Vermerk „Auf der Reise“ zu machen. Wählbar ist, wer am Tage der Wahl dem Verband ununterbrochen mindestens 156 Wochen angehört und für diese Zeit seine Beiträge an den Verband entrichtet hat (§ 35 Abs. 2).

Wahltag und Wahlzeit

Die Wahl erfolgt am **Sonntag den 26. Juli 1931** in der Zeit von 10 Uhr vormittags bis 4 Uhr nachmittags. In den Verwaltungsstellen, in denen Betriebe mit wechselnder Arbeit an den Sonntagen vorhanden sind, kann auf Antrag eine andere Wahlzeit festgesetzt werden, die jedoch für alle Wahlbezirke der Verwaltungsstelle gleich sein muß, für die die Ausnahme bewilligt wurde. Die Dauer der Wahlzeit darf auch in diesem Falle 6 Stunden nicht überschreiten. Über die Gewährung von Ausnahmen entscheidet für Verwaltungsstellen mit selbständigen Wahlabteilungen der Vorstand, für die aus mehreren Verwaltungsstellen zusammengesetzten Wahlabteilungen die Bezirksleitung. Berlin, am 5. Juni 1931.

Der Vorstand

Nur langsame Besserung des Arbeitsmarktes

Die Zahl der bei den deutschen Arbeitsämtern gemeldeten Arbeitslosen hat in der ersten Hälfte des Monats Mai um 147 000 auf 4 211 000 abgenommen. Diese Entlastung kann angesichts der hohen Zahl der Arbeitslosen als gering bezeichnet werden, übersteigt aber die Besserung, die im Vorjahr in dieser Zeit zu verzeichnen war. Die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung ging um 174 000 auf 1 713 000 zurück. Die Belastung der Krisenfürsorge nahm um 11 000 auf 914 000 zu. Ein großer Teil der aus der Unterstützung anscheidenden Erwerbslosen wurde der Betreuung der öffentlichen Fürsorge, besonders den Gemeinden, überantwortet. Der größte Teil der vom Arbeitsmarkt abgegangenen Erwerbslosen wurde von den Saisonaußenberufen aufgenommen. Jedoch läßt die Aufnahmefähigkeit der Landwirtschaft nach, und die des Baugewerbes ist nach wie vor gering. Die Besserung des Arbeitsmarktes im Bekleidungs- und Textilgewerbe hat sich fortgesetzt. Im Spinnstoffgewerbe waren die Verhältnisse uneinheitlich, und im Steinkohlenbergbau hat sich der Abbau der Belegschaften fortgesetzt. Einzelne Zweige der Metallverarbeitung erfuhren bezüglich einer gewisse Stützung. So hat sich der Beschäftigungsgrad gebessert in den Bezirken Nordmark, Niedersachsen und Mitteldeutschland. Zweige des Nahrungsmittelgewerbes und des Gastwirtsberwerbes erfuhren eine Entlastung. Die Zahl der arbeitslosen Angestellten nahm zu.

Die weiblichen Erwerbslosen in Deutschland

Anfang April waren 912 646 Frauen erwerbslos. Die größte Gruppe der weiblichen Erwerbslosen ist die für häusliche Dienste mit einer Gesamtzahl von 131 150. Es folgt das Spinnstoffgewerbe mit 118 666, kaufmännische Angestellte mit 95 257,

das Bekleidungs- und Textilgewerbe mit 89 938, die Nahrungsmittelindustrie mit 80 428 usw. Ein großer Teil der weiblichen Erwerbslosen bekommt keine oder nur eine sehr geringe Unterstützung. Hinter diesen Zahlen verbirgt sich eine Fülle von Elend, aber auch eine große Gefahr für Gesundheit und Sittlichkeit. Ein junges Mädchen, das Monate hindurch keine Beschäftigung zu finden vermag, ist sehr leicht geneigt, sich auf andere Weise die Mittel zum Lebensunterhalt zu verschaffen. Was liegt näher, als in der Stunde höchster Gefahr seinen eigenen Körper zum Kauf anzubieten. Die gewerbsmäßige Prostitution ist im Wachsen. Der Zustrom kommt aus den Reihen der Erwerbslosen.

928 000 Unfälle in einem Jahr!

Die Unfallstatistik für das Jahr 1929 liegt vor. Bei 1 076 432 Betrieben mit 11 495 151 versicherten Personen sind im Jahre 1929 bei den gewerblichen Berufsgenossenschaften insgesamt 927 995 Unfälle vorgekommen, von denen 55 257 entschädigungspflichtig wurden und 4597 tödlich verliefen. Bei den Unfällen ist eine Steigerung um 3773 zu verzeichnen, während die Zahl der entschädigten Unfälle um 1212 und die Zahl der tödlichen Unfälle um 24 gefallen ist. Die meisten Unfälle verursachte der Transport. Es folgen Fall von Personen von Leitern, Treppen usw., Unfälle an Arbeitsmaschinen und andere. Recht bemerkenswert ist die Zahl der Unfälle auf dem Wege von und zur Arbeit, die sich vermehrt hat. Im Jahre 1929 waren hier rund 62 000 Unfälle zu verzeichnen. Davon waren 5248 entschädigungspflichtig und 599 tödlich. 13 vH aller tödlich verlaufenen Unfälle sind also auf dem Wege von und zur Arbeitsstelle zu verzeichnen gewesen. Auch die Zahl der Unfälle, die man unter der Gruppe Berufskrankheiten zusammenfaßt, haben sehr wesentlich zugenommen. Die Zahl der tödlichen Fälle stieg hier vom Jahre 1928 bis 1929 von 1,43 auf 3,55. Wie bekannt, sind starke Bestrebungen im Gange, die Unfallversicherung zu verschlechtern. Gerade die Statistik vom Jahre 1929 dürfte beweisen, wie sich die geplanten Verschlechterungen auswirken würden. Es muß deshalb mit aller Entschiedenheit gegen diesen Versuch angekämpft werden.

Die deutsche Auswanderung geht zurück

Im Jahre 1930 haben 37 085 Deutsche ihre Heimat mit überseeischem Reiseziel verlassen. Davon waren 19 816 oder 53,4 vH männlichen und 17 269 oder 46,6 vH weiblichen Geschlechts. Von Jahr zu Jahr ist ein Rückgang der Zahl der Auswanderer eingetreten. 1927 wanderten noch 61 000, 1928 57 000 und 1929 49 000 Personen nach Übersee aus. Dieser Rückgang liegt weniger in einem Nachlassen des Auswandererdranges, sondern vielmehr in den verschärften Einwanderungsbedingungen. So haben die Vereinigten Staaten die Einwanderungsziffer auf 10 vH der seit dem 1. Juni 1929 geltenden Anteile herabgesetzt. Argentinien erhebt Anfang 1931 für das Paßvisum für Einwanderer 33 Goldpesos oder 129 M. Brasilien, Kanada, Australien und andere Länder haben jede Einwanderung verboten. Von der Gesamtzahl der Auswanderer gingen 68 vH nach den Vereinigten Staaten und 12 vH nach Kanada. Der Rest verteilt sich auf andere Länder.

Rationalisierungserfolge

Die Adlerwerke in Frankfurt a. M. stellten im Jahre 1926 bei einer Durchschnittsbelegschaft von 5980 Mann rund 2500 Automobile her. Im Jahre 1930 bei durchschnittlich 3300 Mann Belegschaft 9000 bis 10 000 Wagen, 1926 wurde je Mann und Jahr 0,43 Wagen hergestellt. Diese Produktion stieg bis zum Jahre 1930 um beinahe das Siebenfache, auf 2,87 Wagen je Mann. Hätten die Adlerwagen gemäß der Erzeugungskraft Absatz gefunden, wäre die Produktion und damit die Ergiebigkeit der Arbeitskräfte noch höher gewesen.





Technik und Werkstatt



Der Bessemer- und Thomas-Prozeß

Von Ing.-Chem. Rudolf Seiden

(Schluß)

10 Tonnen Roheisen, die bis 250 kg Silizium, 100 kg Mangan und bis 400 kg Kohlenstoff enthalten, benötigen zur Verbrennung zumindest 4000 cbm Luft. Zuerst entweichen aus der oberen „Halsöffnung“ der Birne fast nur Stickstoff und etwas Wasserstoff, beide aus der eingepreßten Luft stammend, deren Sauerstoff mit dem Roheisen in Reaktion tritt. Unter starker Temperaturerhöhung verbrennen dann Silizium und Mangan. Diese kaum 5 Minuten währende Periode nennt man die „Schlackenbildung“. Dann wird die aus der Birne herauschlagende Flamme immer länger und weißleuchtend: sie enthält nunmehr vornehmlich Kohlenoxyd, das sich bei der Verbrennung des Kohlenstoffes (im Eisen) bildet. Die ganze Masse, die vorher nur brodelte und wallte, beginnt jetzt unter donnerndem Rauschen Eisenstücke und Schlacken im weiten Bogen, der an den feurigen Schweif eines Kometen erinnert, herauszuwerfen, und der Wind saust und braust immer ungestümer: diese ebenfalls nur einige Minuten dauernde „Kochperiode“ bleibt jedermann unvergeßlich durch ihren alles erschütternden Lärm, ihre Farbenpracht und ihre elementare Kraft. Endlich folgt die „Garperiode“: die Flammen verlöschen, der Prozeß ist zu Ende. Die Fremdstoffe sind fast ganz, der Kohlenstoff völlig verbrannt. Außerdem aber ist ein Teil des Eisens selbst oxydiert worden. Weil jedoch schon Spuren von Eisenoxiden Rotbrüchigkeit hervorrufen, bringt man noch rasch (auf Grund einer Ausschmiedeprobe) eine berechnete Menge Spiegeleisen oder Ferromangan ein, das viel Mangan und Kohlenstoff enthält und die Reduktion des Eisenoxids ermöglicht. Gleichzeitig erhält das Eisen eine bestimmte Menge Kohlenstoff einverleibt, die ja notwendig ist.

Noch heiß wird das Flußeisen oder der Stahl aus der Birne in Gießpfannen geleert und ins Walzwerk gefahren, wo man entweder Kokillen oder Brammenblöcke gießt und daraus dann Eisenschienen, Flacheisen oder Eisenblech walzt. So kann man in einem Arbeitsgang innerhalb von drei Stunden Erz in handelsfertige Waren umwandeln, ohne daß man, sobald das Roheisen im Hochofen erschmolzen ist, weiteren Brennstoff braucht! Eben deshalb liegen ja auch die Hochofen, die Bessemerhütten und die Walzwerke meist beieinander: denn jeder durch Abkühlung des einmal verflüssigten Metalls verlorengegangene Wärmegrad ist kostbar.

Bessemer hat für seine Erfindung viele Ehrungen erfahren. Nach ihm wurde auch eine im Staate Alabama (Nordamerika) gelegene, durch ihre vielen Stahlwerke bekannte Stadt benannt. Er stiftete die berühmte „Bessemer-Medaille“, die alljährlich an besonders verdienstvolle Eisenhüttenleute verliehen wird. Er starb hochbetagt im Jahre 1898 zu London.

Als Bessemer sein Verfahren erfunden hatte, war Sidney Gilchrist Thomas gerade fünf Jahre alt. Er wurde vor genau 81 Jahren, 1850, in London geboren. Zwanzigjährig beschäftigte er sich bereits, angeeifert durch die großen Erfolge, die sein Landsmann errungen hatte, mit der Entphosphorung des Eisens, was bis dahin noch niemandem gelungen war, obwohl sich sehr bedeutende Fachleute seit 50 Jahren mit diesem Problem abgegeben hatten. Aber auch Thomas erzielte jahrelang keinen Erfolg. Da verbündete er sich 1876 mit seinem Vetter Percy C. Gilchrist, der als Metallchemiker in einem Hüttenwerke tätig war und schon viele praktische Erfahrungen besaß. Thomas war nämlich zu dem richtigen Schlusse gekommen, daß mit Theorie allein nie und nimmer das Ziel, das er sich gesteckt hatte, zu erreichen sein könne. Mit vereinten Kräften ging die Arbeit nunmehr vorwärts. Kaum 27 Jahre alt — hatte Thomas das große Problem auch schon gelöst: aber erst zwei Jahre nach seiner ersten Patentanmeldung fand er Beachtung, als er nämlich vor den Hüttenmännern auf der Versammlung des „Iron and Steel Institute“, dessen Präsident Sir Bessemer war, über seine Erfindung sprechen durfte. Noch im gleichen Jahre wurde in Cleveland, aber auch in Deutschland (in den Hüttenwerken zu Meiderich und zu Hörde) erstmalig Thomaseisen aus phosphorhaltigen Erzen erzeugt. Das bedeutete eine Sensation, wie man sie sich heute nicht mehr vorstellen kann. Nachdem er noch 1882 nach Australien gereist und, 1883 nach London zurückgekehrt, als einer der ersten die goldene Bessemer-Medaille verliehen erhalten hatte, begab er sich nach Algier, dann nach Paris, wo er am 1. Februar 1885, erst 35 Jahre alt, starb.

Wie wir vorhin hörten, muß beim Bessemerprozeß das Eisenerz sehr arm an Phosphor sein — es darf davon höchstens 0,05 vH P enthalten —, beim Thomasprozeß dagegen ist ein hoher P-Gehalt unerlässlich. Erze, die 50 vH Eisen führen, müssen aus 7 vH P haben, und im Roheisen sollen zumindest 1,5 vH, am besten aber 3 vH P, ferner Mangan, jedoch kein oder nur sehr wenig Silizium vorhanden sein. Die deutschen Eisenerze sind nun durchweg phosphorhaltig, und man kann ohne Übertreibung sagen, daß die deutsche Eisenindustrie ihr Entstehen und rasches Aufblühen niemandem anderen als dem Engländer Thomas dankt, andererseits aber, daß dieser junge Mann seinem Vaterlande durch seine Erfindung einen schlechteren Dienst erwiesen hatte, als irgendein anderer Erfinder oder Entdecker. Denn bis dahin war die Welt, und Deutschland nicht ausgenommen, von der englischen und amerikanischen Eisenindustrie, die noch heute vornehmlich nach dem Bessemerverfahren arbeiten, abhängig, seither aber hat Deutschland die englische Eisenindustrie überflügelt!

Das Thomasverfahren unterscheidet sich von dem Bessemerprozeß darin, daß es, im Gegensatz zu letzterem, Konverter nicht mit saurem, sondern mit basischem Futter auskleidet. Es ist übrigens nicht uninteressant, an dieser Stelle darauf zu verweisen, daß schon seit 1860 und auch noch 1878 in der Literatur wiederholt die Verwendung von basischem Futter für die Bessemerbirne vorgeschlagen worden ist, allerdings erfolglos, weil man sich nirgends dazu verstehen wollte, praktische Versuche in dieser Richtung zu unternehmen.

Das basische Futter hält natürlich den zur Phosphorsäure verbrannten P des Roheisens als Phosphat sehr fest zurück, so daß das Eisen selbst völlig phosphorfrei wird. Die feuerfesten Ziegel der Birne bestehen aus Dolomit und Steinkohlenteer, sind also frei von Säuren. Dolomit selbst ist bekanntlich ein magnesiumhaltiger Kalkstein, somit basischer Natur; überdies wird Kalk als Zusatz zum flüssigen Eisen in die Birne eingebracht. Die entstehende Phosphorsäure wird daher gebunden, weil ja Säure und Base immer Salze ergeben. In unserem Falle bildet sich das Salz Kalziumphosphat, das ein wertvoller Dünger ist, die Thomaschlacke, die gemahlen „Thomasmehl“ genannt wird. Dieses wird von der Landwirtschaft gerne und in bedeutenden Mengen aufgenommen, enthält es doch bis 17 vH Phosphorsäure, die das Pflanzenwachstum sehr fördert.

Im übrigen arbeitet das Thomasverfahren mit den gleichen Vorrichtungen wie das Bessemerverfahren. Auch hier lassen sich drei Perioden während des Prozesses unterscheiden, wobei die erste sehr kurz verläuft; der P verbrennt erst ganz zum Schluß, nachdem das Eisen entkühlt ist.

Thomasstahl ist besser als Bessemerstahl, weil er reiner und zudem billiger ist. Sind doch die Weltvorräte an phosphorhaltigen Eisenerzen schätzungsweise neunmal größer als die an phosphorfreien Erzen und darum auch entsprechend billiger; außerdem aber verbilligt sich das Thomasverfahren dadurch wesentlich, daß man ja die abfallende Schlacke mit Nutzen als Dünger verkaufen kann. England und Amerika sind freilich beim Bessemeren geblieben, da sie hauptsächlich reine Erze zur Verfügung haben, Deutschland aber und die meisten anderen Staaten des europäischen Festlandes verdanken Thomas mehr als vielen ihrer eigenen Bürger. Hat er

ihnen doch Wege gewiesen, ein fast wertloses Rohmaterial im größten Maßstabe auszunutzen. Es gibt allerdings neben den erwähnten noch einige andere Verfahren zur Eisenerzeugung, doch wollen wir auf diese hier nicht eingehen.

Eisen ist das wichtigste Metall, das wir besitzen. Und wenn es auch das billigste ist, so ist der Wert der Weltjahresproduktion doch viel größer als der aller anderen Metalle zusammen. 1920 wurde die Weltproduktion an Eisen mit 15 Milliarden M berechnet. 1800 wurden in der ganzen Welt 800 000 Tonnen Roheisen, 1850 4,8, 1870 bereits 12, 1913 79 Millionen Tonnen erzeugt. Die Kriegs- und Nachkriegsjahre brachten einen Rückgang, doch wurden 1926 wieder 79, 1927 sogar 86 Millionen Tonnen produziert, das heißt in jeder Stunde 156 Waggon! Deutschland allein produzierte davon 1850 0,8, 1870 1,5, 1900 bereits 10, 1913 19,5 Millionen Tonnen, soviel wie England, Frankreich, Belgien und Rußland zusammen. Durch die Abtrennung von Elsaß-Lothringen sank die Produktion nach dem Kriege sehr stark: 1924 erreichte sie nur 7,8, 1927 schon wieder 13,1 Millionen Tonnen. Trotzdem Deutschland etwa 40 vH seiner Eisenhüttenwerke und fast 80 vH seiner Eisenerzvorräte an Frankreich verloren hat, steht es heute doch wieder an zweiter Stelle in der Eisenproduktion der Welt.

Die Eisenproduktion braucht sich nicht zu fürchten, daß ihre Rohstoffe ausgehen werden. Nach vorsichtigen Schätzungen besitzt Europa allein Erze für 4,7, die Vereinigten Staaten für 3,2 Milliarden Tonnen Eisen, was immerhin für die nächsten Jahrhunderte genügen wird.

Zum Schluß sei ein wohlgemeinter Rat erteilt: wer immer Gelegenheit hat, soll nicht versäumen, ein Eisenhüttenwerk zu besichtigen. Er wird den für immer unvergeßlichen Eindruck von der Größe und Schönheit der Technik empfangen. Und wenn auch Rauch und Staub, ohrenbetäubender Lärm, schier unerträgliche Hitze und der Geruch nach Schweiß und Ruß das gewonnene Bild zu trüben scheinen — es wird doch nie aus unserem Gedächtnis entschwinden und uns Achtung einflößen vor der Arbeit Hunderttausender, die zwischen heißen Eisenbächen, unter dem Sprühregen der Eisenfunken und an den gewaltigen Walz- und Hammerwerken ihr Leben wagen und schaffen, und Millionen Menschen jene Rohstoffe liefern, die es ihnen gestatten, all das zu bauen, was, weil augenfällig und „modern“, jedermann täglich als „Fortschritt der Technik“ lobt und bewundert. Wer ein Hüttenwerk besucht, wird verstehen, daß nicht Gold und Silber, sondern Eisen das wichtigste und wertvollste Metall ist.

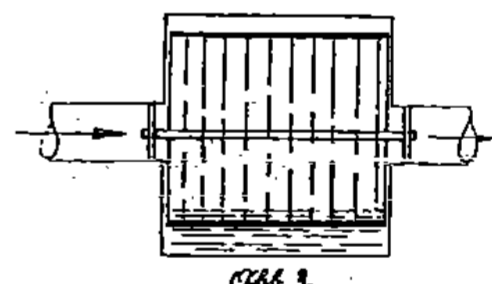
Gegen den schädlichen Industriestaub

Eine der größten Gefahrenquellen für die Gesundheit des industriellen Arbeiters ist die bei der Bearbeitung sich bildende Staubmenge. Praktische Versuche, unterstützt durch theoretische Berechnungen gaben die Unterlage zur Herstellung lufttechnischer Anlagen, deren Endziel war, die Staubmengen innerhalb der Fabrikationswerkstätten zu erfassen und in einem Staubabscheider, einem sogenannten Zyklon niederzuschlagen. Es zeigte sich indessen, daß viele Arbeitsstoffe bei der Bearbeitung einen derart feinen Staub entwickeln, er sich innerhalb des Zyklons nicht absondert, sondern der Aufwärtsbewegung der entspannten Luft folgt und aus der Abluftöffnung des Staubabscheiders wieder entweicht. Deshalb mußten die üblichen Absaugungsanlagen verbessert und durch Zusatzeinrichtungen ergänzt werden, die es gestatten, selbst den feinsten Staub vollständig zur Abscheidung zu bringen.

Das in der Abb. 1 dargestellte System zeigt die Staubabscheidung mittels einer Wassergrube. Das Abluftrohr des Zyklons führt in eine zum Teil gefüllte Wassergrube. Innerhalb der Grube sind eine Anzahl Trennwände eingebaut, die einige Zentimeter vom Wasserspiegel entfernt enden. Das eintretende Staubluftgemisch wird in dieser Grube durch die

wirbeln kann. Durch Einbau einer mehr oder minder großen Zahl Düsen kann der Reinheitsgrad der ausströmenden Luft beliebig geregelt werden.

Beachtenswert ist auch die Staubbekämpfungs-Konstruktion nach Abb. 3. Ein wasserdichtes rundes Gehäuse wird in die Abluftleitung eingeschaltet. Durch irgendeinen Antrieb wird eine sich im Gehäuse drehbar angeordnete Siebtrommel zur langsamen Rotation gebracht. Im unteren Teile des Gehäuses befindet sich ein Wasserbad, in das die Siebtrommel taucht. Die Maschen des Siebes nehmen Wassertropfen mit hoch.



Diese fallen, dem Schwerkraft folgend, quer durch die Trommel wieder nach unten, bilden im Hohlraum einen Wassernebel und zwingen den durchströmenden Staub, sich im Wasserbad abzulagern.

Die geschilderten Einrichtungen sind in hohem Maße geeignet, die Bekämpfung des Industriestaubes durchzuführen. Ohne Schwierigkeiten lassen sich diese Zusatzeinrichtungen an vorhandenen Anlagen zu ihrer Verbesserung anbringen.

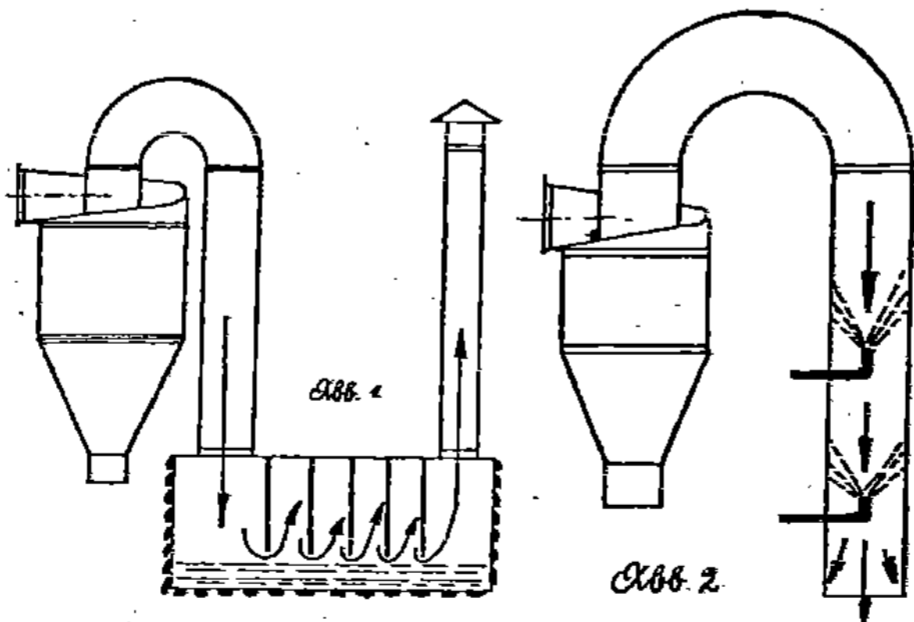
Th. Kaminski

Man überwacht die Sonne

Würde die Sonne erlöschen oder verschwinden, so wäre binnen wenigen Tagen das gesamte irdische Leben ausgelassen. Höchstens einige Pilze, Sporen, Bazillen könnten überleben. Nun besteht zwar keine Gefahr für eine solche Katastrophe, aber wir wissen, daß alle Erscheinungen auf der Sonne eine Wirkung auf die Erde ausüben, so daß Sonnenflecken, Fackeln, Protuberanzen, Wirbel auf der Sonne für irdische Erscheinungen — magnetische Gewitter, Nordlicht, Wetterlage, verantwortlich gemacht werden. Mit einem neu erdachten Instrument, dem Spektrohelioskop, kann man die Vorgänge auf der Sonne im Lichte jeder einzelnen Welle, oder in der Beleuchtung jeder Farbe, sehen. Auf diese Weise lassen sich die Sonnenstürme genau verfolgen, ein Netz irdischer Stationen beobachtet, und man wird vielleicht einst einen besseren Einblick in das Wetter auf der Sonne als auf der Erde haben!

Ordnung auf dem Weißfarben-Markte

Im Rahmen der Bestrebungen, einwandfreie, garantiefähige Anstrichmittel in Gemeinschaftsarbeits von Erzeugern, Händlern und Verbrauchern zu schaffen, sind neuerdings vom Reichsausschuß für Lieferbedingungen (RAL) Lieferbedingungen für Titanweiß fertiggestellt worden. Diese enthalten neben Qualitätsvorschriften die wichtigsten Lieferbedingungen wie Bemusterung, Verpackung und Probenahme sowie Prüfverfahren. Bereits früher sind entsprechende Lieferbedingungen für Zinkweiß und Sulfatbleiweiß zustande gekommen, die sich in der Praxis bereits eingeführt haben. Nach Durchführung entsprechender Maßnahmen auch für Lithopone und Karbonatbleiweiß könnten diese vom Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit geförderten Vereinheitlichungsbestrebungen auf dem Gebiete der Weißfarben als abgeschlossen angesehen werden, was bei der Bedeutung der Weißfarben als Anstrichmittel (Sachwerterhaltung) sicherlich allgemein zu begrüßen wäre.



Trennwände fortwährend zu Richtungsänderungen gezwungen. Es tritt durch das Abluftrohr in die Kammer, prallt an der ersten Wand an, wird durch den nachströmenden Druck zur nächsten Kammer gedrückt und so fort bis zum Ende der Grube, wo es durch eine Öffnung entweicht. Durch das fortwährende Anprallen scheiden sich zunächst die Staubkörner grob aus, gleichzeitig wird eine Geschwindigkeitsverringerung herbeigeführt, die wiederum der Staubabscheidung dient. Die abgeschiedenen Staubteilchen fallen nach unten ins Wasser, aus denen der Schlamm zeitweise entfernt werden muß.

An Stelle der wassergefüllten Grube wird in manchen Fällen die Staubbildung durch Anspritzen der Staubteilchen herbeigeführt. Dieses Verfahren kann selbstverständlich nur dort zur Anwendung kommen, wo genügend Wasser bei entsprechendem Druck zur Verfügung steht. Die Arbeitsweise geht aus der Abb. 2 hervor. In dem nach unten führenden Ableitrohr sind eine Anzahl Wasserspritzdüsen eingebaut, die den Wassernebel dem Luftstrom entgegenenden. Durch die innige Vermischung mit den feinsten Staubteilchen werden die Staubteilchen gebunden und zu einer schlammartigen Masse verwandelt, die, weil schwerer als Luft, nicht mehr mit hoch-



Familie und Heim



Die Geschichte eines einfachen Mordes

Von Willibald Kater

Der arbeitslose Dreher Kuczynski hatte etwas vor. Jetzt stempelte er schon über neun Monate, aber noch immer war keine Arbeit für ihn da. „So geht das nicht weiter“, sagte er Dienstag Abend zu seiner Frau, „so nicht! Mit den paar Pfennigen kann keiner leben. Ich werde einen Antrag stellen. Es muß anders werden!“ Seine hochschwängere Frau unterbrach ihn nervös: „Das haste schon oft gesagt, aber gegangen biste noch nicht.“ Franz Kuczynski antwortete nicht. Er nahm seine Mütze und schlug die Tür hinter sich zu.

Mittwoch um neune ging er aufs Stempelamt, mittags kam er wieder. „Haste nun oder nicht?“ frug sie ihn müde und gereizt — sie hatte vor zehn Minuten den Schuster zum dritten Male in dieser Woche weggeschickt müssen, weil sie kein Geld mehr besaß — „Mit dir is aber auch gar nichts anzufangen! Die Kinder brauchen neue Sohlen, dabei sind die alten noch nicht mal bezahlt. Mit den Kohlenraten sind wir rückständig. Übermorgen kommt der Lichtmann. Die Miete muß bezahlt werden. Unten der Bäcker drängt — wo man hinblickt, steht einer und will Geld!“ — Der Mann saß am Tisch und hielt sich die Ohren zu. „Nun laß mich schon endlich in Frieden! Ich war oben und hab so'n Bogen ausgefüllt, mehr kann ich auch nicht machen!“ — „In Frieden lassen? Natürlich! Du hast es einfach. Gehst rüber in die Wärmehalle und spielst Skat, und ich —? Ich plag' mich hier ab mit dem Essen, mit den Kindern, ich mach' mir den ganzen Tag und die ganze Nacht Sorgen, wie wir auskommen sollen mit den paar Sechsern!“ — Franz sprang wütend auf. „Meinste etwa, ich mach' mir keine Sorgen? Ich mach' mir genau so viel Sorgen. Aber die Nörgelei hat doch keinen Zweck!“

Sie saßen am Tisch und aßen schweigend die trockenen Kartoffeln. Da schlug er plötzlich mit der Faust auf den Tisch, daß alles im Zimmer wackelte. „Zum Teufel nochmal, laß mich endlich in Ruh! Man kann schon gar nicht mehr nach Hause kommen, ohne daß du mit Vorwürfen anfängst. Was kann ich dafür! Was kann ich denn dafür, daß keine Arbeit da is!“ — Die Frau zuckte mit den Achseln. „Möchte nur wissen, was du willst, wo ich doch jetzt gar nichts gesagt habe.“ — Er wollte erst wieder entgegen, aber dann wandte er sich ab. Seine Hände zitterten. Er nahm sich nur eine Kartoffel, die anderen schob er den beiden Kindern zu. „Eßt ihr“, sagte er, „eßt ihr, ich bin satt, ich hab' keinen Hunger.“ Er war noch nicht satt, der Vater Franz Kuczynski. Er hatte noch Hunger.

„Der Antrag is abgelehnt“, sagte er drei Tage später. Als er das sagte, schloß drüben der Fleischermeister Beierlein gerade seinen Laden, vom nahen Kirchturn schlug es siebenmal. Kuczynski war, eine Seltenheit, den ganzen Nachmittag zu Hause geblieben. Durch das geschlossene Fenster hatte auf den Hof gesehen. Stehend hatte er so seine Kinder beobachtet, den Sechs- und Achtjährigen, die unten mit Gleichaltrigen Fußball spielten. Seine Frau saß hinter ihm und zerriß alte Hemden, machte Windeln. Er fühlte im Rücken, daß sie

oft und unruhig auf ihn sah, aber er drehte sich nicht um. Manchmal trommelte er mit seinen spitzen Fingerringen gegen die Scheibe, aber komisch, heute reagierte die Frau überhaupt nicht. Das reizte ihn noch mehr. Vormittag hatte er den ablehnenden Bescheid bekommen, er mußte es doch sagen. Aber wie? Er konnte sich nicht setzen. Fast vier Stunden stand er so in der gleichen gespannten Haltung am Fenster. Als es dunkel wurde und ein Kind nach dem anderen vom Hofe verschwand, sagte er hart, ohne sich umzudrehen: „Der Antrag is abgelehnt.“ Er lauerte, aber seine Frau schwieg. Er hörte nur einen langen Riß in alten Hemdenstoff, dann fiel etwas zu Boden, rollte bis zu ihm ans Fenster. Es war der Fingerhut. „Der Antrag is abgelehnt“, wiederholte er, aber seine Frau antwortete nicht. Die Uhr tickte unverschämt laut. Auf dem Treppenhilf brüllte ein Kind. Kuczynski hielt den Atem an. Die Frau rührte sich nicht. Da nahm er seine Mütze und ging.

Im „Biertunnel“ schmiß Schneider Paule eine Runde, dann noch und noch und noch. Kuczynski soff sich einen an. „Das Leben hat so keinen Zweck nicht!“ schrie er heiser. „Das Leben is beschissen, Paule, du kannst mirs glauben, es is so! Wo ich Arbeit hatte, da war die Alte zu genießen, aber jetzt is das ne Hölle zu Hause bei mir. Es is nich zum Aushalten, das kannste mir glauben!“ Zu dritt, es kam noch ein anderer guter Freund von Paul Schneider mit, zogen sie vom „Biertunnel“ in den „Kaiserhof“, dann in die „Hafendiele“. Schneider hatte eine Menge Geld. Erst früh um drei, als alles versoffen war, warf man sie auf die Straße. Schwankend lief Kuczynski ganz allein nach Hause. An jeder Ecke blieb er stehen und murmelte vor sich hin: „Du bist ein guter Kerl, Paule, aber das Leben taugt nichts, das is kein Leben, das is überhaupt nischit! Ich will dir was sagen, ich hab' noch was vor heute, ich will was unternehmen gegen das Leben, was keins ist!“

Ein Schutzmann machte ihm die Haustür auf. „Schon gut“, grunzte Kuczynski und tastete sich am Geländer das dunkle Treppenhaus hoch. Er machte kein Licht. In der Küche nahm er sein Rasiermesser aus dem Schrank, suchte dann im Finstern den Hammer und zog die Schuhe von den Füßen. „Paule“, brummte er dabei, „Paule, das Leben is nischit, ich mache Schluß mit alles.“ Durch das Dunkel kroch er hin zur Flurtür, verriegelte sie, dann torkelte er auf Socken in die Kammer. Und während er sich mit dem Hammer auf seine jäh hochfahrende Frau warf und auf sie losschlug, schrie er immer wieder: „Es muß anders werden, es muß anders werden, es muß anders werden, es muß —!“ Als sie sich nur noch schwach wehrte, durchschnitt er ihr den Hals.

Die Hausbewohner, die zwanzig Minuten später die Wohnungstür aufbrachen, fanden die Frau und beide Kinder blutüberströmt in ihren Betten liegen. Franz Kuczynski saß stumm und blaß auf dem Rand des Kinderbettes, in der Linken hielt er die Hand des kleinen Richard, in der Rechten tropfte das Blut dick und rot vom Messer.

in ein schweres Verhängnis hineingestolpert ist, unter Umständen, die die Folgen doppelt schwer und bitter machen mußten.“ Das wollte und müsse sie nun Marie schreiben: ihren Augen wäre sie niemals anders als rein und makellos gewesen. Das habe sie damals geglaubt und das glaube sie auch für alle Zukunft. Und darum dürfe Marie auch nicht wieder in ihrem Brief an sie das Wort „Schande“ für ihr Unglück gebrauchen. Dem sei nicht so, nie und nimmer. Marie müsse stolz sein, dazu und zu sich selbst stehen. Sie möge nur weiter ihren Weg gehen und sich Frieden, Ruhe und Vergessen bewahren — „denn das ist das Glück“. Ihrem Kind, das sie vor kurzem in Königsberg gesehen habe und das unter der besonderen Obhut ihrer Freundin stehe, gehe es gut: „Er ist bildhübscher und artiger Junge geworden. Und er hat Deine Augen, Marie.“

Marie sitzt still da, den Brief in der Hand. Ununterdrückbar drängen sich Tränentropfen aus den Augenwinkeln, werden groß und größer und fallen schließlich auf das Papier. Marie weint. Doch kein Ton, kein Aufschluchzen oder Wimmern ist vernehmbar.

Da ist wieder das Kind. Das Kind, von dem Marie im Traum nichts wissen will, nichts wissen darf, und das nachts zu ihr kommt und sich von ihr Herzen und küssen läßt und mit dem sie spielt. Was ist mit dem Kind? Was wird mit ihm? Wird es ihr gehören? Wird es ihr jemals gehören? Marie darf nicht daran denken, sonst wird sie traurig und vorwurfsvoll gegen sich selbst. Warum hat sie das damals getan, warum? Doch — konnte sie anders, gab es einen anderen Ausweg? Ihr Verstand spricht sie frei, wenn auch das Herz sie verurteilt.

Jetzt weint Marie laut. Aber es ist ein Weinen vor Glück. „Die Herrin hat mir verziehen. Und er, er hat meine Augen.“ Den erhaltenen Brief, der ihr kostbarster Besitz schien, glättet sie sorgfältig, faltet ihn und legt ihn in den Kasten, in dem sie ihr Geld und ihre wichtigsten Papiere aufbewahrt. Lange noch liegt Marie wach. Das Glück des Briefes hat noch immer in ihr nach. Jetzt glaubt sie fest an das Glück. Wer soll es ihr verwehren!

„Ich bin glücklich und werde es bleiben!“

Mit dem ewigen Einerlei und dem immer gleichen Geschehen der Tage ist es vorbei. Etwas Neues ist in Maries Leben getreten, etwas Ungeahntes und Ungekanntes: eine Freundin. Marie hatte ihre Dienstherrin, die bei einer befreundeten Familie zu Besuch gewesen war, abholen sollen, um sie durch die einsamen und um diese Zeit schon dunklen Vorstadtstraßen zu begleiten. Marie hatte noch warten müssen. Wie das so üblich ist, in der Küche, wo sich ganz von selbst eine Unterhaltung mit der Köchin ergab, die Marie Kaffee und Kuchen gebracht hatte.

Vom Gleichklang ihrer Stimmen überrascht, hatten die beiden Mädchen stürmisch erfreut sich als Heimatgenossinnen festgestellt.

Bald darauf hat Trude — so heißt Maries Freundin — Marie besucht und mit ihr Pläne geschmiedet. Maries Leben, das klanglos bis jetzt gewesen war, hat einen Klang bekommen, der Marie froh stimmt. Sie wird nicht mehr einsam sein. Ihre Freistunden werden Erlebnisse haben. Und Erfüllungen.

Trude, die verlobt ist und in einigen Monaten schon heiraten will, nimmt Marie auf den gemeinsamen Spaziergängen und Ausflügen mit dem Verlobten mit. Draußen ist Sommer, und nun auch in Marie einkehrt. Sie hatte bisher nur die Stadt gekannt, Mietkasernen und Asphaltstraßen, deren Ränder mutig Linden und Kastanienbäume dürrig beleben; dann noch den Tiergarten, der ihr etwas Fremdes ist, ein Leben im Käfig. Nun erfährt sie, daß es um diese Stadt herum Wälder gibt und Seen, nicht so gewaltig und beeindruckend wie zu Hause, aber doch gewaltig und überraschend genug, um Marie zu erschüttern.

So geht der Sommer dahin — ein großes Erlebnis. Die Darbirsche im Wildpark hatten Marie schon aufgeweckt; in der Dubrow hört sie zum ersten Male wieder Reiher kreischen. Marie ist Marie, als wäre die Heimat zu ihr gekommen.

Wieder ein solcher Sonntagnachmittag. Sie sitzen am See, in einem Gartenrestaurant. Aus dem Saalbau klingt Tanzmusik zu ihnen herüber. Trude blinzelt ihren Verlobten an, springt mit ihm davon zum Tanzsaal. Marie sitzt allein, sieht über den See hinaus, auf die Hunderte von schneeweißen Segeln, die sich tummeln. Wie im Walzer. Marie fühlt ihn im Ohr, er klingt sie hinein, springt in ihre Beine, jubiliert da, gefangen und gefesselt. Tanzen? Kann sie noch tanzen? Marie lächelt. Zweifelhaft ungläubig. Ihre Zehenspitzen aber probieren in den Schuhen die heißt sind und fesselnd.

Die beiden kommen zurück. Trude mit wirren Haaren, erhitzen und lachend: „Ich bin hin! Aber fein wars, Marie! Und jetzt mußt du tanzen!“

Vor Marie steht Gerd, Trudes Verlobter, und verbeugt sich. Schon das allein macht Marie rot. Vor ihrem Gesicht steht sein Arm, einladend gebogen. Aber Marie lächelt, verlegen und ablehnend.

Trude und Gerd sind erstaunt. Sie fragen. Marie ist noch immer verlegen, doch schon schwankend. „Ich weiß nicht, ob ichs noch kann, weißt du? Das ist schon lang her, daß ich getanzt habe. Das letztemal beim Erntetanz zu Hause vor — wann war das noch? Oh, vor vielen Jahren. Ja.“ Über Maries Gesicht huscht ein Schatten. Marie hebt die Hand, als wollte sie ihn fortwischen. Aber er bleibt noch und verschwindet nur langsam und zögernd.

Ein Wort gibt das andere. Scherz spielt mit Scherz. Die beiden drängen Marie, es doch wieder einmal zu probieren. Bis Marie schließlich besiegt und überrot geworden ihm in den Saal folgt.

Schwer liegt Marie ihrem Tänzer im Arm. Bald aber schon wie die Trompeten heller werden und die Takte hitziger wird Marie leichter. Gerd fühlt es und führt jetzt sicher und freier. Die Fessel fällt von Marie. Leicht geworden und befreit tanzt sie dahin, ganz Rhythmus und gelöste Lebendigkeit ein Lächeln unter geschlossenen Augen, ein winzig überpollenzellanzweißen Zähnen geöffneter, Melodie atmender Mund. Ein Paukenschlag, den ein Klarinettenjodler überholt, schließt den Tanz wie ein Ausrufezeichen. Marie liegt in Gerts Arm, steh mit gesenktem Kopf, als ob sie sich schäme. Macht sich frei. Trude ist begeistert. Selbst Gerd, der immer so ernst zurückhaltende, ist Feuer und Flamme: „Wirklich, Fräulein Marie! Sie tanzen gut! Spaß beiseite, ich war tatsächlich überrascht!“

Auf der Heimfahrt regt Gerd, von der Tanzlust der beiden angesteckt, bei den Zwitschern an, das nächste Mal, als in vierzehn Tagen, nach Schlachtensee hinauszufahren. Da sie ein ganz ausgezeichnetes, großes und nettes Tanzlokal mit einer viel besseren und schöneren Kapelle. Trude und nach einigem Zureden auch Marie sind einverstanden.

Marie fällt auf, als sie nach Hause kommt. So sehr, daß die Frau verwundert fragt, was denn Marie erlebt habe. Marie steht verlegen, puterrot. Scheu lachend sieht sie die Frau an: „Ich hab heute getanzt. Ja. Getanzt hab ich. Zum erstenmal wieder.“ Auch die Frau lacht da, überrascht und herzlich. „Das ist schön, Marie! Daß du getanzt hast!“

Lange liegt Marie noch wach im Bett. Es will ihr immer noch nicht in den Sinn kommen, daß sie getanzt hat. Zum erstenmal wieder seit dem Erntetanz. Marie nickt sich zu. Es wird schon wieder werden, das Leben! (Wird fortgesetzt)

Das Leben der Marie Szameitat

Von Josef Maria Frank

Copyright 1930 by „Der Bitterkreuz GmbH“, Berlin 1931

In den ersten Tagen war es ja schwer gewesen, sich zurechtzufinden. Aber das ist nun vorbei. Man gewöhnt sich ja so schnell. Und auch das Neueste wird bald alt und das Seltsamste selbstverständlich und einfach. Auch Marie erfährt diese Wahrheit.

In dem ersten Brief, den Marie ihrer Mutter schreibt, teilt sie ihr mit, daß sie „glücklich“ ist und „es mehr wie gut“ hat. In einfachen, nüchternen, kurzen Sätzen beschreibt sie der Mutter die Ankunft in Berlin, die Stellung, die Dienstgeber und das Verwunderliche an dieser Stadt, Seltsamkeiten in dem Haushalt und einige ihrer Notwendigkeiten, die notwendig gewesen wären; die Mutter möge aber nicht glauben, daß sie verschwenderisch sei, und auch nicht, daß sie sich — wie das einmal zu ihrem Unglück geschehen wäre — in der gefährlichen Stadt „verliere“. Sie sei ja jetzt klug geworden. Und sie wisse auch, um was es gehe. Sie wolle ja vorwärtskommen und hochkommen und es zu etwas bringen. Dafür sei Berlin gut, besser als Zuhause, wo es doch keinen Raum und keine Möglichkeiten gebe. Und nun möge die Mutter den Vater und die Geschwister von ihr grüßen. Und auch Alt-Koal, den ganz besonders, und ihm den beigelegten Fünfmarktschein geben. „Er soll sich dafür Tabak kaufen. Von dem feinen, den er immer zu Heiligabend raucht.“ Der Zehnmarktschein aber sei für die Mutter. „Aber Du mußt ihm heimlich fortzun und dem Vater nichts davon sagen. Er soll ihn Dir nicht wegnehmen.“ Sie werde auch weiterhin ihr Geld schicken, so wie sie könne. Vorläufig lange es noch nicht für mehr.

Übrigens hat Marie diesen Brief an die Mutter auch einen Brief an die Gutsherrin beigelegt, in dem Marie sich nochmals für alles, was die „Herrin“ — so nannte sie diese immer noch in alter selbstverständlicher Gewohnheit, wie sie auch in dem Brief von ihr nur in der dritten Person sprach — „Gutes an ihr getan“ habe, bedankt. Sie verspricht, „der Herrin und dem Gut“ Ehre zu machen und bitte nur, die „Schande“, die sie dem Herrchen angetan habe, nicht ihre Eltern und Geschwister erzählen zu lassen. „Das alles ist ja ohne meinen Willen über mich herabgebrochen. Und ich hätte nicht mehr Schand als ein Wagenrad, das unversehens in eine Kante stürzt und zerbricht. Die Herrin soll das mir glauben, und daß es kein Unsinn war.“

Die Briefe sind längst schon abgewandt. Neue sind ihnen gefolgt. Sachlich und abgelesen wie der erste. Doch — und das ist das Seltsame und Eigenartige — aus dem Briefen strahlt eine geheime Wärme, die spärlich und gut ist. Längst hat man die Enttäuschung über die alte Marie vergessen. Das ist eine neue Marie, von der man jetzt oben in der Heimat spricht. Mit hochgezogenen Augenbrauen und achtungsvollem Kopfschütteln. Das ist eine respektable, starke Marie, die schon weiß, was sie

will und wie man seinen Weg gehen muß, um vorwärts- und hochzukommen. Manchmal zeigt ihre Mutter Besuchern in der Käte eine Photographie, die Marie geschickt hat. Dann nicken die Betrachter schwer und bedachtsam und verwundern sich: „Ei ja, die Marie! T-z-t-z! Das haben wir schon immer gesagt — die steckt uns all' in'n Sack!“

Die Tage werden ruhig wie die Nächte. Daraus werden Wochen, Monate und schließlich ein Jahr, das ein neues abklingt wie ein Sekundenschlag den anderen. Die einen nennen es Trost, die anderen Ruhe und ungestörtes Glück. So nennt es Marie, die glücklich ist wie ein Schiff, das nach schwerem Sturm einen Hafen fand und vergessen hat, daß es Sturm gibt. Wie es einmal früher war, heißt wieder — diesmal freiwillig erwählt — Tag Arbeit und Nacht Schlaf. Marie nicht überzeugt: So ist es gut, das ist das Beste.

Was kümmert sie diese Stadt! Jedes Haus darin ist eine Stadt für sich. Und jede Wohnung darin wie ein Stadtteil, der vom anderen nichts weiß. Wenn man sich nicht dazu drängt, gibt es hier keine Freundschaft und keine Feindschaft. Jede Tür ist wie eine Grenzbarriere, die der andere respektiert. Die Menschen, das sind Räder und Teilchen einer großen Maschine, die in Unordnung kommt, wenn die Teile sich mischen. Hier kümmert man sich nur um den anderen, wenn er aus der Maschine herauspringt und den Gleichlauf verläßt. Wer aber im Gleichlauf bleibt, den liebt die Stadt und den schützt sie, daß er sich in ihr geborgen fühlt.

So fühlt sich Marie. Sie beginnt die Stadt zu lieben. Abends ist sie fast ständig zu Hause. Sie verbringt die Stunden mit Nebenarbeiten, näht sich Wäschestücke und Kleider, ein zum andern, das sie aufstapelt, ohne zu wissen, wofür. Oder sie verfertigt Handarbeiten, zu denen man Liebe und Geduld und Fingerfertigkeit haben muß. Manchmal, wenn sie müde ist und die Augen weilt vom Nähen, Stricken oder Stricken, liest sie in den Büchern, die sie sich aus der nahen Leihbibliothek jeden Monatholt. Selten geht sie aus, einmal in der Woche in den Park oder in den Tiergarten. Gleichgültig und unregt gegenüber den Aufforderungen und Blicken der Männer, die Maries herbe und fremde Schönheit gern verfolgen.

Gegen Ablauf des dritten Jahres hat Marie ein großes Erlebnis, das sie ungeheuer anfröhlicht.

Sie empfängt einen Brief ihrer alten Gutsherrin. Diese teilt ihr — zum ersten Male! — ihre große Freude darüber mit, daß Marie so überaus gut ihr Versprechen halte. Durch ihre Königsberger Freundin, aber auch von ihrer Herrschaft selbst habe sie erfahren, daß Marie ihr tatsächlich Ehre mache. Und mehr als das! Auch die Mutter regelmäßig Geld schicke und sich so als vorbildliche, dankbare Tochter zeige, bewiese, daß sie doch sei — was sie, die Herrin, immer von ihr gehalten habe: „Ein guter, einfacher und strebsamer Mensch, der nur schuldlos

Der Unorganisierte

Es ist so schwer, das rechte Wort zu finden für einen, der sich nicht organisiert, und der — um ein paar Mark im Jahr zu schinden — von And'rer Arbeit mühlos profitiert.

„Kollege“ kann und darf man ihn nicht nennen, weil er uns dauernd in den Rücken fällt, und statt sich zur Gewerkschaft zu bekennen, er lieber es mit seinem „Brotherrn“ hält.

Ein „Feigling“, beugt er immer tief den Rücken, als frei zu kämpfen um ein bessres Los. Ein Lob vom Chef kann ihn gar hoch beglücken, und doppelt eifrig schuftet er drauf los.

Er leistet mit Vergnügen Überstunden, bedenkt nicht, daß so viele brotlos sind, die einst sich jahrelang fürs Kapital geschunden und schier verhungern heut' mit Weib und Kind.

Er ist ein „Schädling“ allerschlimmster Sorte, und eine stete Quelle der Gefahr; er ist und bleibt mit einem kurzen Worte: „Verräter“ nur — und niemals Proletari!

Alles reift heran

Setzen wir uns unter die blühenden Bäume.

Alles reift heran.

Fühlt ihr das Murren der Erde, wie sich in dieser bereits ein neues Leben heranwältzt?

Seht ihr das Frösteln der Bäume, wie sie sich freimachen und wie die bunten Kinder ihre neuen Kräfte an ihnen bersten?

Hört ihr das seufzende Säuseln des Lüftchens, wie es uns mit vollblütigem Duft der neuen Fruchtbarkeit überschüttet?

Zur Ruhe erhebt sich der abgerackerte Kopf, das eingesperrte Herz kommt zu sich, und offenen Denkens, mit umarmenden Gefühlen hüllen wir uns ins Leben.

Heute ist Festtag, und wir sitzen im Geschoß der Revolution. Sie verkündet das Ächzen der Erde, das Brausen der Luft.

Eine Hymne schickt sie uns.

Sind wir die Nachkommen, in deren kriegerischem Verstand das Opferblut aller Revolutionäre dampft.

Sind wir die Kommenden, welche die von Sehnsucht erfüllten erdrosselten Herzen zu neuem Leben erwecken?

Schwillt das Lager, wo sich keuchend Reih zu Reih gesellt, und vom Gipfelpunkt und vom Fuße der Meridiane die schweren Träume ineinanderfließen?

Setzen wir uns unter die blühenden Bäume.

Alles reift heran.

Irgendwo ringt in der Bette des Kummers der geschundene Körper einer Arbeiterfrau, und sie wirft die Brut aus sich, den Büsser übertriebener Freuden.

Irgendwo zuckt ein Herz vor dem Dolche zusammen, wird das Gefühl beschmutzt, welches glauben konnte und zu wollen wagte.

Irgendwo flammt Helle in der Gruft eines unterjochten Gehirnes auf und Haß entzündet Verwunderung darin.

Irgendwo zuckt ein hungriger Mund, um zu beißen, und das gebrechliche Menschlein fühlt die leidenschaftliche Kraft kämpfender Riesen in sich.

Irgendwo schreit die Tochter des Arbeiters auf, und der über den Fabriken lauernde Greif zerfetzt ihr reifes Fleisch, ihre makellose Seele.

Irgendwo kommt zu Verstand das beklommene Ahnen, reift zum Wissen das dumpfe Brüten, bricht aus den zusammengeschürnten Kehlen das sturmlutende Geheul der Seelen hervor.

Irgendwo, aus dem tiefen Menschenwald, streckt sich eine sagenhafte Hand empor, bis hinauf unter den jungen Himmel, sie zerwühlt die vollen Falten der Luft, reißt mit ihren Millionen Fingern einen duftenden Schleier mit sich und senkt sich über die Erde hinab, saust über die Schollen dahin und beginnt mit ihren Millionen Fingern auf der Oberfläche der Erde einen zur Reife bringenden Tanz, sie entreißt dem Inneren des verrückt werdenden Bodens Schönheit und frisches Leben und pocht mit ihren Millionen Fingern beim Feste des Erwachens an die Herzen der Millionen Proletarier.

Welch ein Aufruf, welch ein Gewimmel, welch jauchzendes Durcheinander wird da durch die verlassene Welt wirbeln.

Die Toten erwachen.

Die Schwäche wird wie ein Gladiator in den Arbeiterherzen erbeben. In die Scheide der Verzagttheit wird die revolutionäre Hoffnung fahren und sie wird die Wände der Arbeiterherzen mit schrecklichem Willen fast zertrümmern. Der Leichnam des Opportunismus reckt sich in die Höhe wie die Unbarmherzigkeit der Abrechnung. Die Toten der Proletarierherzen springen ins Leben zurück und pochen Herz an Herz.

Schwillt das Lager, wo sich, Reih zu Reih gesellt, und vom Gipfelpunkt und vom Fuße der Meridiane die schweren Träume ineinanderfließen?

Unser flammernder Verstand schaukelt auf blutigen Wellen.

Von den gefesselten Proletariergruppen verschwinden die düstern Wolken.

Roter Dampf erhebt sich über die Köpfe.

Um zu ruhen, um zu erwachen, läuft alles zusammen, das Leiden, die Rache, der Trug, die Brutalität, und rot-schillernd erglänzen die im blutigen Schweiß stampfenden Parias.

Hört ihr, wie unter euch die schwangere Mutter Erde jauchzt? Und ihr, ihr enteierten Proletarier, schleppt euch auf ihr einher.

Setzen wir uns unter die blühenden Bäume.

Aber offenen Denkens, mit umarmenden Gefühlen.

Alles reift heran.

Bela Revesz.

Das Rätsel um den Schloßherrn von Laeke-Bosschen

Von Heinrich Wandt

II.

Die Entdeckung der Leiche

Freiherr und Prinz genossen in vollen Zügen die köstliche Mailout des herrlichen Pfingstsonntags und kehrten nach dem amüsanten Brüssel zurück, um ihren guten Appetit im Palasthotel durch ein opulentes Mittagmahl kostenlos zu stillen. Es war doch die goldene Zeit der Bons, in der die Etappenoffiziere für alles, was ihr Herz begehrte, keinen roten Heller zu berappen brauchten. Sie brauchten als Entgelt nur die Gutscheine unterschreiben, die jetzt das gesamte deutsche Volk zu bezahlen hat.

Als die feudalen Mörder quetschvergnügt bei der dritten Flasche Champagner saßen, ließen sie sich vom Kellner Schreibpapier und Tinte bringen, und verfaßten einen von lebenswürdigen Phrasen strötenden

Brief an den vor wenigen Stunden lebendig begrabenen Baron und baten ihn darin, doch zusammen mit seiner hochverehrten Frau Gemahlin an dem fröhlichen Bankett teilnehmen zu wollen, das sie beide, der Freiherr und der Prinz, am kommenden Sonntagabend um 2 Uhr ihren geliebten belgischen Freunden zu Ehren im Palasthotel zu Brüssel zu geben gedächten.

Diese scheinheilige Einladung, die ihnen im Notfall zugleich als Alibi dienen sollte, brachten sie höchstselbst zur Post, dann machten sie sich auf den Weg ins Stadttinnere, um in ausgelassener weiblicher Gesellschaft lustig weiter zu prassen.

Nach zwei toll durchbrachten Tagen und Nächten kehrten sie in ihren limburgischen Standort zurück. Die „Spritztour nach Brüssel“ bildete hernach an der Tafel der Staboffiziere noch lange einen beliebten Gesprächsstoff. Aber sie verrieten durch keine Bemerkung, daß sie ihren Pfingstausflug bis nach Ruddervoorde ausgedehnt und was mit dem Schloßherrn von Laeke-Bosschen geschehen. Sie hielten darüber den Mund, und das taten der Chauffeur des längst wieder feldgrau angestrichenen Autos und die betreffenden Feldgendarmen auch, obwohl ihnen von Tag zu Tag immer mehr die Erkenntnis aufdämmerte, daß sie nicht nur zur Ausführung einer heimlichen Hinrichtung aufboten, sondern zur Begünstigung eines ganz gemeinen Meuchelmordes mißbraucht worden waren.

Diese einfachen Soldaten kannten zur Genüge die Allmacht der Offiziere und besonders derjenigen, die aus so hochadeligen und über so einflußreiche Beziehungen verfügenden Kreisen stammten, wie der Freiherr Rickoldt von Gagern und der Prinz Udo zu Stolberg-Wernigerode-Roßla.

Es hatte darum keiner Sehnsucht danach, die Richtigkeit des alten Sprichworts:

„Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus!“

aufs neue bestätigt zu erhalten. Sie wären nur der böswilligen Verleumdung von Vorgesetzten geziehen und dafür schleunigst aus der ungefährlichen und immer so gemüthlichen Etappe entfernt und dem an der Front lauernden Heldentod in die Arme gejagt worden.

Gereiztheit und psychische Hygiene

Recht bemerkenswerte Untersuchungen hat der Stadtmedizinalrat Dr. E. Neumann an Kindern angestellt. Zehn Jahre lang hat er die Schulneulinge untersucht, von 1921 bis 1930, und das Ergebnis, zu dem er in seiner Arbeit in der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege und soziale Hygiene (1931, Nr. 5) gekommen ist, läßt uns manches verstehen, an dem wir bisher leicht vorübergegangen sind.

20,8 vH aller untersuchten Kinder leiden an psychisch-nervöser Schwäche, und von ihnen fast ein Viertel noch außerdem an körperlicher Schwäche. Damit ist ein wesentlicher Teil unseres Nachwuchses den Anforderungen an das Leben von vornherein nicht gewachsen, wenn nicht in entscheidender Weise etwas für diese Kinder geschieht.

Was diese Zahlen bedeuten, spricht Dr. Neumann aus, wenn er sagt: „Es kann nicht ernst und dringend genug betont werden, daß psychisch-nervöse Schwächestände jetzt die Volkskrankheit sind, die weit, weit wichtiger als Tuberkulose und Krebs ist. Die mit psychisch-nervöser Schwäche behafteten Menschen haben selbst ihr ganzes Leben lang eine große, sie oft für 1000 Lebensverhältnisse entscheidend hindernde Last zu tragen und bedeuten eine ungeheure finanzielle und kulturelle Belastung für die Gesamtheit.“

Bei der Bedeutung, die gerade heute gesunde Nervenkraft im Arbeitsleben hat, ist darum die soziale Kultur des Kindes eine dringende Forderung.

Aber auch für die Arbeiterbewegung und den Aufbau der Republik ist dieser hohe Satz psychisch-nervöser geschwächter Menschen eine Gefahr. Das spricht Nr. Neumann auch deutlich aus, wenn er schreibt, daß es die Scharen dieser mit psychisch-nervöser Schwäche behafteten Menschen sind, „die im Leben der Familie, der Organisationen aller Art und so natürlich auch auf allen Gebieten des Staatslebens tausendfach Schwierigkeiten bereiten, ja oft zur Gefahr werden.“

Damit ist der Radikalismus zum wesentlichen Teile eine Äußerung der unter den Lebensnöten zusammenbrechenden Nervenkraft, die sich in Gereiztheit, Galligkeit und Gehässigkeit ausdrückt. Wenn wir darum auch manches, so betrachtet, verstehen und verzeihen, so kann doch andererseits gerade auch aus solcher Erkenntnis heraus der radikale Mensch denen niemals Führer und Vorbild sein, die eine gesunde, praktisch mögliche soziale Entwicklung wollen und den politischen Boden der Republik auch als den Boden ihrer wirtschaftlichen Freiheit erkannt haben.

„Billiges“ Bier und teures Wasser

Professor Dr. Schnaudigel, der berühmte Augendiagnostiker, Universitätsprofessor zu Frankfurt a. M., hat folgende Aufstellung gemacht:

Es kosten in der Wirtschaft $\frac{1}{4}$ Liter neuer Wein bei Neustadt-H. 45 Pfennig.

Es kosten auf der Oktoberwiese $\frac{1}{4}$ Liter bayrisches Bier in München 75 Pfennig.

Es kosten $\frac{1}{4}$ Liter bayrisches Bier in Frankfurt 90 Pfennig.

Es kosten $\frac{1}{4}$ Liter Staatlicher Fachinger Heilquelle 1,50 RM.

Die Quelle in Fachingen ist im Besitze des Staates. Tag und Nacht fließt der Fachinger Brunnen! Die Abfüllung geschieht sicherlich wie an anderen großen Quellen automatisch, maschinell, um möglichst viel Arbeitskräfte zu sparen.

Das bayrische Bier muß auch abgefüllt werden! Genau wie das Fachinger Wasser. Das Bier hat aber noch den Nachteil, daß es mühsam in einem langen Arbeitsgang und bei sehr teuren Betriebsanlagen unter Hinzunahme von Malz und Hopfen, die auch gekauft und bezahlt werden müssen, hergestellt wird. Die in Fachingen haben es viel einfacher. Das Brunnlein fließt Tag und Nacht! Und muß nur abgefüllt werden. Vielleicht, daß höchstens die Brunnenverwaltung noch etwas Kohlensäure hinzugibt, was die Welt nicht kosten dürfte.

Die Gattin und die Dienerschaft des Schlosses warteten indessen beunruhigt auf die Rückkehr des Barons. Wochen und Monate gingen darüber ins Land, und auf eine flehentliche Anfrage über seinen Verbleib, die schließlich seine nächsten Verwandten an das Armeekorpskommando 4 in Thielt zu richten wagten, wurde ihnen nur der schroffe Bescheid zuteil, daß keine deutsche militärische Dienststelle den Befehl gegeben hätte, den Verschwundenen festzunehmen und ihr auszuliefern.

Da glaubten die bestürzten Hinterbliebenen, daß man ihnen eben nur die Wahrheit verheimlichen wolle, und daß der Vermißte, wie schon so viele andere Bewohner des besetzten Gebietes, als Geisel nach Deutschland verschleppt worden sei, um dort bis zum Kriegsende gefangen gehalten zu werden.

Aber am 2. September 1915 wurde durch einen Zufall die Leiche des Barons entdeckt, und die sofort angestellte behördliche Untersuchung, an der auch Kräfte der deutschen Militärpolizei teilnahmen, ergab, daß der in geringer Tiefe eingebuddelte Mann in seinem „Grabe“ zweifellos noch einmal das Bewußtsein erlangt hatte: seine rechte Hand ragte aus dem Waldboden heraus, und sein offener Mund und sein Hals steckten voll Erde.

Der lebendig Begrabene hatte versucht, sich herauszukratzen und war dabei ganz elend erstickt!

Die Kunde von dem grausigen Fund lief wie ein Lauffeuer durch Flandern, und einige Tage darauf war sie trotz all der vielen und sehr streng gehandhabten Maßnahmen, die die Übermittlung von unerwünschten Nachrichten in das Ausland verhindern sollten, bereits nach Holland gedrungen, und Mitte Oktober 1915 stand sie schon in der gesamten neutralen und feindlichen Presse zu lesen. Das ungeheure Aufsehen, das sie hervorrief, und die entrüsteten Darstellungen, die von der Tat gegeben wurden, gingen der Obersten Heeresleitung doch auf die Nerven. Denn die gerade um diese Zeit erfolgte standrechtliche Erschießung der englischen Krankenpflegerin Miß Edith Cavell hatte in den am Weltkrieg nicht oder noch nicht beteiligten Ländern ohnedies bereits eine neue Welle ungezügelter Deutschenhetze den Boden bereitet. So konnte das Gerücht nicht gut unwidersprochen bleiben, das nach der Auffindung des Toten unter der Einwohnerschaft von Ruddervoorde auftauchte und von fremden Zeitungen wiedergegeben wurde.

Es behauptete nämlich ganz richtig, daß als Mörder des Schloßherrn von Laeke Bosschen nur die beiden unbekanntesten deutschen Infanterieoffiziere in Betracht kämen, die ihn am Pfingstsonntagmorgen aus seinem Chateau herausgeholt hatten, um ihn angeblich vor den Herzog Albrecht von Württemberg zu bringen. Es wurde behauptet, daß an zuständiger Stelle die Urheber dieses Verbrechens ganz genau bekannt seien und daß man sie gar nicht bestrafen wolle. Der Gemeuchelte sei nur ein Belgier gewesen. (Fortsetzung folgt.)

Nun soll das Fachinger Wasser für eine Reihe von Verdauungskrankheiten, die sehr schmerzhaft sind, heilbringend sein. Das eine aber ist sicher: Für 1,50 Reichsmark kann sich ein armer Prolet nicht das wohltätige Fachinger Wasser leisten. Warum baut der Staat, der doch so sehr für den Preisabbau ist, nicht den Preis für dieses ewig sprudelnde Wasser ab, damit sich auch der kranke Arbeiter die Wohltat dieses trefflichen Wassers leisten kann? Troil

Anregung zu einer wichtigen Erfindung

Eine Wohltat für die Menschheit wäre nicht etwa die Erfindung der Goldmacherkunst — im Gegenteil; diese nicht unmögliche Erfindung wäre ein fürchterlicher Fluch — nein, etwas ganz anderes, Prosaischeres ist dringend und wichtig, nämlich die Gewinnung brauchbaren Trinkwassers aus salzhaltigem Wasser! Die Methode müßte ohne Kosten und rasch arbeiten. Beispielsweise ist es denkbar, daß ein Molekularsieb erfunden wird, das in mehreren Durchgängen wie ein Filter wirkt und mit dessen Hilfe man in stande ist, Moleküle von ganz bestimmter Größe aus einem Gemisch verschiedener Moleküle auszuscheiden. Es treten in einem Teil der Anlage die größeren, in einem zweiten Teil die kleineren Moleküle als Nebenprodukte heraus, und in der Hauptanlage fließt reines Wasser aus dem Molekularsieb. Aber natürlich kann man aufgelöste Salze durch gewöhnliche Siebe keinesfalls vom Wasser trennen — darin besteht nun eben die gewünschte Erfindung. Erinnern wir daran, daß es heute schon für kleinste Verhältnisse Möglichkeiten gibt, Kesselstein zu verhüten; dies ist ein verwandtes Problem, es ist gelöst für den Topf der Hausfrau wie für die Riesenkessel der Kraftwerke. STK.

Hasser der Sozialpolitik

Das geistloseste Blatt Deutschlands ist die „Deutsche Arbeiter-Zeitung“. Folgende Notiz, die wir diesem Blatt wörtlich entnommen und ohne jede Bemerkung wiedergeben, erbringt den Beweis:

Nach einem Pressebericht hat sich ein Sendling des ADGB in einem Vortrage über Berufskrankheiten vor Betriebsräten u. a. dahin geäußert:

„Ein Kapitel für sich bilden die Berufskrankheiten, die durch die Rationalisierung entstehen. Wenn heute von Unternehmern und Arbeitswissenschaftlern bestritten wird, daß die Rationalisierung gesundheitschädliche Folgen habe, so ist das eine grobe Irreführung der Öffentlichkeit. Statistisch werden sich diese schädlichen Folgen wahrscheinlich erst in fünf bis zehn Jahren nachweisen lassen. Die Nachtruhe reicht bei den am laufenden Band Beschäftigten nicht aus, um die tagsüber verbrauchten Arbeitskräfte voll wiederherzustellen.“

Dann sollen sie eben früher zu Bett gehen! Nur keine Schwierigkeiten sehen, wo keine sind.

Sozialistische Schulungskurse

Der Reichsausschuß für sozialistische Bildungsarbeit veranstaltet auch in diesem Jahre in Verbindung mit den Bezirksbildungsausschüssen eine Anzahl von Schulungskursen, die je eine Woche dauern und die den Mitgliedern der sozialistischen Arbeiterorganisationen die Möglichkeit bieten, unter sachkundiger Leitung sich in ein bestimmtes Fragegebiet zu vertiefen. Die Kurse finden in schön gelegenen Heimen statt, die den Teilnehmern auch Möglichkeit zur körperlichen Erholung bieten. Die Kosten für Verpflegung und Unterkunft sind so niedrig wie möglich bemessen. Die Teilnehmergebühr beträgt für jeden Kursus 5.— M. Anmeldungen für die Kurse sind entweder an das Sozialdemokratische Parteisekretariat des betreffenden Bezirks oder an den Reichsausschuß für sozialistische Bildungsarbeit, Berlin SW 68, Lindenstraße 3, zu richten.



Verbandsleben



14. Kongreß der Gewerkschaften Deutschlands

Montag, 31. August 1931, und folgende Tage in Frankfurt a. M. im Palmengarten.

Tagesordnung:

1. Wahl der Kongreßleitung und der Kommissionen;
2. Bericht des Bundesvorstandes;
3. Die Umwälzungen in der Wirtschaft und die Vierzig-Stunden-Woche;
4. Öffentliche und private Wirtschaft;
5. Entwicklung und Ausbau des Arbeitsrechts;
6. Anträge zu den Bundessatzungen;
7. Wahl des Bundesvorstandes;
8. Erledigung sonstiger Anträge.

Der Kongreß wird am Montag, dem 31. August 1931, vormittags 9 Uhr, eröffnet und voraussichtlich bis Sonntag, dem 5. September, tagen.

Die Vertretung auf dem Gewerkschaftskongreß regelt sich nach den Satzungen des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Die §§ 32 und 33 besagen darüber folgendes:

Alle dem Bund angeschlossenen Gewerkschaften sind berechtigt, stimmbfähige Vertreter zu dem Gewerkschaftskongreß zu entsenden. Gewerkschaften, die mit mehr als drei Monatsbeiträgen oder mit Hilfsbeiträgen (§ 44) im Rückstand sind, kann durch Beschluß des Kongresses die Teilnahme an dem Kongreß oder das Stimmrecht auf demselben verweigert werden.

Auf je 15 000 Mitglieder einer Gewerkschaft entfällt ein Vertreter, desgleichen auf eine überschüssige Mitgliederzahl, wenn sie mindestens 5000 beträgt. Gewerkschaften unter 15 000 Mitgliedern können gleichfalls einen Vertreter entsenden. Die Art der Wahl bleibt jeder Gewerkschaft überlassen.

Anträge an den Kongreß können nach § 34 der Satzungen von jedem angeschlossenen Verband oder seinen Bezirks- oder Ortsverein gestellt werden. Anträge einzelner Gewerkschaftsmitglieder werden also nur dann zugelassen, wenn sie von einem Ortsverein oder dem Zentralverband der Gewerkschaft unterstützt werden.

Die Anträge müssen nach § 35 der Satzungen acht Wochen vor dem Kongreß, also bis spätestens zum 4. Juli, an den Bundesvorstand eingereicht werden, der sie spätestens sechs Wochen vor dem Stattfinden des Kongresses zu veröffentlichen hat.

Berlin, 20. Mai 1931.

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes
Th. Leipart

Notstandsarbeit

Eine Straße wird gebaut. Mit Pickel und Schaufel geht die Kolonne an die Arbeit. Naß und feucht ist das Erdreich. Die Schaufel klebt an der schmierigen Masse, wird zu einem unförmigen Klumpen, der sich nur schwer heben läßt. Der Aufseher ist überall. In seinen braunen Ledergamaschen stapft er die Reihe auf und ab, murrend, schimpfend. In Akkord hat der Unternehmer die Schichtarbeit übernommen. Man geht es ihm nicht schnell genug. Keine Ruh, keine Rast. Die Kreuzhacke schwingt auf und ab, die Schaufeln klatschen, quietschend fahren die Schubkarren über schmale Bohlen. „Na, Sie wollen sich wohl dauernd ansehen. Schon zu lange gebummelt, was!“

Der schwächliche Mensch, der für die Spanne einer Minute den schmerzenden Rücken etwas grade streckte, faßt mit bitterem Gesicht die Handhaben der Schubkarre. Seine Hände sind voll Blasen, sein Rücken zittert von ungewohnter Anstrengung.

Weit über ein Jahr feierte er schon. Brach lag die Arbeitskraft. Kein Wunder, wenn die Muskeln erschlaffen. Mager ist die Kost der Unterstümpfung. Arbeitslosenunterstützung, Krise, Wohlfahrtsempfänger — immer geringer wird die Summe, die vor dem Hunger schützen soll. Vor der Verzweiflung, vor dem dumpfen Ermatten der Seele schützt sie jedoch nicht, da hilft nur Arbeit, das Bewußtsein, wieder als nützliches Glied der Allgemeinheit tätig zu sein.

Was wissen die Satten davon. Die sind es gewohnt, mit robustem Gewissen zu leben vom Schweiß und der Arbeit anderer. Die leben ihr eigenes Leben und sind fast empört, daß Proleten es wagen, auch von arbeitslosem Einkommen zu leben. Das ist immer wieder der Unterhaltungsstoff, wenn in den kurzen Pausen das karge Frühstück von den Notstandswerkern verzehrt wird, oder einer eine Zeitung geschickt hat und vorliest: „In den Kreisen der verantwortlichen Wirtschaftsführer ist man sich einig, daß mit dem System der dauernden Unterstützung beschäftigungsloser Massen irgendwie Schluß gemacht werden muß!“ Bitteres Lachen wird dann laut, Flüche schallen und eine Stimme zischt: „Schluß damit machen, jawoll! Wirds nicht Zeit, daß wir den Knüttel umdrehen?“

Aber dann schallt schon wieder der Pfiff des Vorarbeiters. Die Pause ist vorüber. Schaufel und Pickel treten aufs neue in Tätigkeit. — „Ob es heute wohl trocken bleibt?“ — Drei Tage nur in der Woche arbeiten sie, dann kommt eine andre Kolonne. Doch es bleibt nicht trocken. Am herbstlichen Himmel hallen sich Wolken. Minuten nur, und es presst es in stetem Schwall von oben. Verflissen sucht man durchzuhalten. Die Karren rutschen, unter den Fahrbohlen spritzt Dreckwasser zur Seite, die Füße der Grabenden verschwinden in wachsenden Pfützen. Schließlich kommt der Vorarbeiter: „Aufhören, hat keinen Zweck mehr. Ist zu naß zum ansackeln!“

Alles ist naß, verschmiert, verklebt von Schlamm und Lehm. Mit einem Fluch schaltet mein Nachbar die Kreuzhacke, mit verzweifelt hoffnungslosem Blick trägt ein alterer Kollege seine Schaufel in den Geräteschuppen. — „Wieder ein Tag verregnet, wieder fünf Mark weniger. Und diese Woche können wir nichts wieder herausbekommen. Morgen kommt schon die nächste Kolonne!“ So geht es heim in strömendem Regen.

Die Menschen weichen ihnen aus, den verschmierten Notstandsarbeitern, denen das Wasser aus den alten Jacken in die Schuhe läuft. Dann sind sie zu Hause. Was sich so zu Hause nennt. Kein Feuer im Ofen, Kohlen sind knapp. Fröstelnd und mühselig zieht man die lehmstrotzenden Schuhe aus, streift das schmierige Zeug ab, während die Frau bekümmert einen Teller Suppe von gestern erwärmt. Schließlich kriecht man ins Bett, um wenigstens warm und trocken zu werden.

Die Frau aber sitzt in der Küchecke, die Hände mit der ewigen Stuparbeit sind in den Schoß gesunken. Hoffnungslos starrt ihre Augen auf das nasse Arbeitszeug des Mannes. Jetzt ist nur noch der Samstagabend ganz, seine letzten Schuhe sind schon zerissen. Wo das noch ecken mag! Womit neuen Zeug kaufen, womit? Da hofft man, die Notstandsarbeit bräute Linderung, und man reißt sie seine letzte Kleidung in Fetzen. Nur zweieinhalb Tage Verdienst für diese Woche...!

Der Regen presst an die Scheiben, die Kinder frösteln und weinen: „Mutti, stark doch Feuer an, alle Leute im Haus haben doch schon Feuer...“ — Die Frau sagt nichts, nur ihre Tränen quellen.

Erinnerung an Karl Deisinger

Erst jetzt erfahren wir, daß Karl Deisinger am 27. Januar dieses Jahres in Hamburg gestorben ist. So müssen wir heute nachholen, was wir nicht eher tun konnten. Offen gestanden, haben wir auch gar nicht gedacht, daß Deisinger einmal sterben würde. Immer, wenn wir ihn in Hamburg oder auf einem unserer Verbandstage begegneten, bekamen wir das Gefühl, daß er sozusagen ewig leben werde, weil wir an ihm nichts zu entdecken vermochten, das darauf schließen ließ, er werde sich bald für immer hinlegen. Nun hat er es doch getan, und das ganz still, so still, daß selbst wir nichts davon vernahmen.

Erst kürzlich wurde Deisinger in unserer Jubiläumsummer gedacht. Und wenn man in unsern alten Verbandsschriften blättert, stößt man sehr oft auf seinen Namen. Er zählt nicht nur zu den ganz alten unter den organisierten Metallarbeitern, sondern er stand als einer der eifrigsten schon in den Fachvereinen, und dann in unserm Verband. Wo es ganz früh, vor 1890 versucht wurde, eine einheitliche Organisation aller deutschen Metallarbeiter zu schaffen, war er als Anfeurer, Ratgeber und Statutenschreiber dabei. Bei der Gründung unseres Verbandes hat er gleichfalls eine bedeutende Rolle gespielt. Freilich war er schon lange vorher unter die Gründer gegangen.

Er war als zwanzigjähriger Schlossergeselle im Jahre 1874 nach Hamburg gekommen, und ein Jahr drauf steht er schon unter den Gründern und Aufsichtsräten der dortigen Genossenschaftsdruckerei, die sich später zur Buchdruckerei von L. H. W. Dietz auswuchs. Auf dem Weimarer Metallarbeiter-Kongreß (1888) war er Vertreter, drei Jahre später nahm er an unserem Gründungskongreß in Frankfurt a. M. teil. Dann kam er verschiedenfach als Vertreter oder als Gast zu unseren Verbandstagen. Das letzte Mal traf ihn in Bremen im Jahre 1926. Den Schwerpunkt seiner Tätigkeit verlegte er nach und nach immer mehr in die Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter, deren Vorsitzender er lange war. Als vorzüglicher Kenner des Krankenkassenwesens wurde er zum Ausschußmitglied der freien Hilfskassen im Reich und der Krankenkassen in Hamburg bestellt. Dabei vernachlässigte er die politische Tätigkeit nicht. Kaum eine Parteiversammlung, wo er nicht anwesend war. Noch als 70jähriger war er Vertreter des Verbandes in der Vertreterversammlung und für seinen jüngsten Sohn im Elternrat tätig.

Diese wenigen Mitteilungen geben nur einen schwachen Umriß der vielseitigen und sehr langen Tätigkeit Deisingers in der Arbeiterbewegung. Von seiner umfassenden Kenntnis des Standes der proletarischen Dinge, besonders der zurückliegenden Jahrzehnte, bekamen wir immer einen Respekt. Er kam uns wie ein lebendiges Geschichtsbuch vor. Solange auch die Nachtsitzung dauern mochte, Deisinger hatte immer noch von seinem Leben und seinen Erfahrungen zu erzählen. Beim nächsten Zusammentreffen wurde die Geschichte fortgesetzt oder noch einmal begonnen. Er sprach da meist allein; er konnte pflichtig werden, wenn man den Fluß seiner Geschichte störte.

Dank seiner Anstellung in der Krankenkasse und eines (früher) gutgehenden Geschäfts hätte sich Deisinger manches leisten können. Er aber ist innerlich und noch mehr äußerlich der Schlossergeselle geblieben, ja, seine Gewandung stach nicht viel von der des Handwerksburschen ab. Er hielt nicht viel auf äußere Schale, und vom Geldausgeben dafür offenbar noch weniger.

Nun hat der schlichte Kamerad seine irdische Walze ohne irgendwelches Aufsehen beendet. Wir werden ihn, wenn wir wieder nach Hamburg kommen, nicht mehr finden, vielleicht nur noch eine Stelle, die seinen Namen trägt. Aber auch fortan, wo wir ihn nicht mehr dort antreffen, werden wir seiner gedenken, und das nicht nur in Hamburg. Denn er hat sich durch seine vielseitige und erlebnisreiche Tätigkeit ein Denkmal gesetzt, das sich verwittern wird. Und in der Geschichte des DMV wird er ein unvergängliches Denkmal haben.

SCHRIFTENSCHAU

Brockhaus' Volkslexikon. Bisher fehlte uns ein unbedingt zuverlässiges und doch umfassendes kleines Nachschlagewerk, das allen Volkskreisen gerecht wird. Frankreich besitzt ein solches im Petit Larousse. Diesem Bedürfnis hat jetzt der Verlag Brockhaus mit dem Volks-Brockhaus abgeholfen, der soeben auf dem Buchmarkt erschienen ist. Auf 800 Textseiten werden über 36 000 Fragen aus allen Wissensgebieten kurz und gewissenhaft beantwortet. 4000 Abbildungen im Text und 40 bunte und einfarbige Tafeln erläutern das geschriebene Wort. Ein kleiner Atlas von 14 bunten Karten ergänzt das Ganze. 36 Übersichten und Zeitafeln über Gerichtsweisen, Reichsverfassung, Steuern usw. vermitteln außerordentlich viel Wissen. Das Volkslexikon ist durchaus verständlich gehalten und vermeidet Fremdwörter bis zur Grenze des Möglichen. Alle Zeitungsläser, der schwer arbeitende Berufsmensch, die heranwachsende Jugend, alle können nach diesem zuverlässigen und unparteiischen Nachschlagewerk greifen. Die Anschaffung wird durch den niedrigen Preis von 7.80 M begünstigt. Verlag Brockhaus, Leipzig.

Alltag im Sowjetstaat. Macht und Mensch, Wollen und Wirken in Sowjetrußland. Von Herbert und Elsbet Weichmann. Die Verfasser haben auf allgemeine Einladung der Sowjetbehörden Rußland kreuz und quer bereist und mit offenen Augen betrachtet. Aber nicht wie die Russen es wünschen, durch eine schöngedruckte Brille, sondern mit dem kritischen Urteilen des kulturbejahenden Westeuropäers. Sie berichten sachlich und fesselnd, wie der Russe von heute lebt, sich nährt, kleidet, unterhält, wie er wohnt, reist, denkt und empfindet. Eine anschauliche, lebenswahre Schilderung, die der deutschen Arbeiterschaft zugänglich gemacht werden muß. Die Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Berlin S 14, Inselstraße 6a, hat eine verbilligte Organisationsausgabe herausgegeben, deren Anschaffung empfohlen werden kann. Der Organisationspreis beträgt 1,95 M. Zu beziehen durch die Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148.

Bebbitt. Von Sinclair Lewis ist das Buch, für das der Verleger den Nobel-Preis erhalten hat. Es erscheint jetzt in einer Nebenausgabe bei der Büchergilde Gutenberg, Berlin SW 61, Dreißendstraße 5, in Leinen gebunden zum Preise von 3 M. Sinclair Lewis ist ein Gegner der herrschenden Gesellschaftsordnung. Er schreibt in einer reinen Form, aber er gibt kein offenes politisches Bekenntnis. Lewis drängt sich nicht in die vorerste Reihe, sondern greift „zwischen den Zeilen“ an. Er bekämpft den amerikanischen Bürger, der nur darauf bedacht ist, zu Dollars zu kommen. Das Buch ist voll bissiger Schärfe und Ironie, voll Humor und geistvollem Spott.

Nichteisenermetalle. Von Dr.-Ing. R. Hinzmann. Heft 45 der wertvollen Werkstoffbücher für Betriebsbeamte, Vor- und Facharbeiter. Herausgeber Dr.-Ing. Eugen Simon, Berlin. Der erste Teil behandelt Kupfer, Messing, Bronze und Rotguß in ihren Eigenschaften der Verwendung und der Bearbeitung. Mit 53 Abbildungen im Text. Preis 2 M. Verlagbuchhandlung Julius Springer, Berlin W 9, Linkstraße 23/24.

Vom Vorstand

Telegrammanschrift: Metallvorstand Berlin
Fernsprecher: Dönhoff 6750-6753

Mit Sonntag, dem 14. Juni, ist der 25. Wochenbeitrag für die Zeit vom 14. bis 20. Juni 1931 fällig.

Zur Beachtung für reisende Mitglieder

Reisende Mitglieder können nur in den im Adressenverzeichnis mit † bezeichneten Verwaltungsstellen Reisegeld erheben. Das Aufsuchen der Bevollmächtigten, Kassierer und Vertrauensmänner in den Wohnungen oder Arbeitsstellen durch die Reisenden hat zu unterbleiben.

Ein statutarisches Recht auf Empfang von Lokalgeschenk besteht nicht. Die Auszahlung von Lokalgeschenk durch die Verwaltungsstellen ist freiwillig und nur soweit möglich, als lokale Mittel vorhanden sind. In allen Verwaltungsstellen, wo im Adressenverzeichnis vermerkt ist: „Lokalgeschenk wird nicht bezahlt“, ist das Aufsuchen des Kassierers, weil zwecklos, zu unterlassen.

Aufforderung zur Rechtfertigung!

Das nachgenannte Mitglied wird nach § 23 Abs. 4 des Statuts aufgefordert, sich gegen erhobene Beschuldigungen zu rechtfertigen. Verwaltungsstellen, denen die Adresse des Aufgeforderten bekannt ist, wollen diese an den Vorstand melden. Das Mitgliedsbuch ist an den Vorstand einzusenden.

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Berlin:

Der Bauanschläger Hermann Schleicher, geb. am 2. Dezember 1887 zu Friedrichsfelde, Mitgliedsbuch Nr. 6 533 937, wegen Schädigung der Verbandsinteressen.

Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

Der Vorstandsvorstand

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.) Hamburg, Rothenbaumchaussee 20

Einnahmen und Ausgaben der Hauptkasse im Mai 1931

Krankenkasse:	
Einnahmen	40 573,60 M
Ausgaben	55 559,95
Mehrausgaben	14 986,35
Kassenbestand am 1. Mai 1931	1 917 509,93
Kassenbestand am 31. Mai 1931	1 902 523,58

Sterbekasse:	
Einnahmen	23 297,54 M
Ausgaben	24 242,—
Mehrausgaben	944,46
Kassenbestand am 1. Mai 1931	1 663 764,92
Kassenbestand am 31. Mai 1931	1 662 820,46

Kollegen aller Berufe! Schützt euch und eure Familie im Krankheitsfalle vor Hunger und Not und tretet in die Metallarbeiterkrankenkasse ein. Folgt nicht den Lockungen der Agenten der bürgerlichen Versicherungen, wo ihr nur zu zahlen, aber nichts zu sagen habt. Bewahrt euch vor Schaden dadurch, daß ihr euch nur bei euren eigenen Unternehmungen versichert. Heute ist die Notwendigkeit der Zugehörigkeit zu einer guten Zuschußkasse dringender denn je; denn der bei den Pflichtkassen erfolgte Abbau kann nur durch die Leistungen der Zuschußkassen wieder ausgeglichen werden. Im Jahre 1880 von Arbeitern gegründet, besitzt die Kasse heute über 1000 Verwaltungsstellen, die sich über das ganze Deutsche Reich erstrecken. Der Beitritt kann bei den örtlichen Verwaltungsstellen jederzeit erfolgen, oder man wende sich an die Hauptverwaltung: „Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.), Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 20.“

Hamburg, im Juni 1931

Der Vorstand

Was ist Marxismus? Alles, was ein Hakenkreuzler nicht verstehen kann, sieht er als Marxismus an. Für den Kadanationalismus ist Karl Marx ein Jude und darum sein „Marxismus“ unbedingt ausrottungswürdig. Georg Decker beantwortet in dieser kleinen Broschüre vollständig erschöpfend die Frage: Was ist Marxismus? Die Broschüre ist jedem ehrlich strebenden Arbeiter zu ernstestem Studium zu empfehlen. Erhältlich in allen Volksbuchhandlungen zum Preis von 10 Pf. Herausgegeben von der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Ein Daumier-Heft hat jetzt die Büchergilde Gutenberg herausgebracht. Das Juni-Heft der Zeitschrift „Die Büchergilde“ ist vollständig dem größten Karikaturisten Honoré Daumier gewidmet. Das ist eine Vorarbeit für das von Erich Knaut geschriebene reich mit Bildern versehene Buch „Daumier“, das die Büchergilde Gutenberg demnächst als Prämie für die Werbung von zwei Mitgliedern herausgeben wird. Die Büchergilde Gutenberg gibt ihre Monatsschrift kostenlos an ihre Mitglieder ab. Verlag: Büchergilde Gutenberg, Berlin SW 61, Dreißendstr. 5.

Der Bücherkreis. Vierteljahres-Zeitschrift. Schriftleiter: Carl Schröder. Heft II ist aus besten Erzählungen neuzzeitlicher Arbeiterdichter zusammengestellt. Preis des Einzelheftes 90 Pf. Verlag Der Bücherkreis, G. m. b. H., Berlin SW 61.

Wie Arterienkrankte gesund werden und bleiben. Ein mit guten Ratschlägen versehenes Werkchen. Bearbeitet von Dr. med. Behr. Preis 2 M. Verlag Bruno Wilkens, Hannover, Scheidestr. 6.

Verkürzung der Arbeitszeit. Dargestellt von Max Weber. Heft 4 der „Gewerkschaftlichen Schriften“. Herausgegeben vom Schweizerischen Gewerkschaftsbund. Preis 1 Franken. Verlag der Genossenschaftsbuchhandlung, Zürich. Die Schrift vertritt den Standpunkt der Gewerkschaften zur Arbeitszeitfrage. Durch eine Verkürzung der Arbeitszeit sollen die wirtschaftlichen, sozialpolitischen und kulturellen Schäden der rationalisierten Produktion ausgeglichen werden.

Gesundheit. Zeitschrift für gesundheitliche Lebensführung des berufstätigen Volkes. Herausgegeben vom Hauptverband Deutscher Krankenkassen e. V., Berlin-Charlottenburg. An den Schaltern der Krankenkasse unentgeltlich zu erhalten. Die Nummer ist dem Kapitel „Lenz und Liebe“ in gesundheitlicher Hinsicht gewidmet. Die Zeitschrift ist bestrebt, krankheitsverhütend zu wirken.

Der tschechoslowakische Metallarbeiter-Verband im Krisenjahr

Der Metallarbeiterverband in der tschechoslowakischen Republik legt eben seinen Finanzbericht für das Jahr 1930 vor. Die Krise hat sich in diesem Zeitabschnitt bereits sehr bemerkbar gemacht und der Bericht verzeichnet 32 901 Arbeitslosenfälle mit rund 1 100 000 Unterstützungstagen. An Arbeitslosenunterstützungen mußten 15 375 000 Kronen ausbezahlt werden, dazu noch 2 819 000 Kronen an Vorschüssen für nicht beendete Fälle, insgesamt also über 18 Millionen Kronen. Damit hat jedoch die Krise ihren Höhepunkt leider nicht überschritten, sondern sie hat sich im Gegenteil im Jahre 1931 noch verschärft, so daß in den ersten vier Monaten bereits gegen 16 Millionen Kronen zur Auszahlung gebracht werden mußten. Allerdings muß der Verband nicht die ganze Summe bezahlen, da der Staat nach den neuen Bestimmungen über die Arbeitslosenunterstützung nach dem Genter System drei Viertel bis vier Fünftel der geleisteten Unterstützungen als Staatsbeitrag zurückzahlt. Aber auch so ist die Belastung der Organisation eine erhebliche, besonders wenn man in Betracht zieht, daß 1929 nur insgesamt 3 600 000 Kr. samt dem Staatsbeitrag an Unterstützungen ausgerichtet wurden. Gegenwärtig unterstützt der Verband schon seit dem Herbst rund 12 000 voll arbeitslose oder aussetzende Mitglieder, das entspricht rund 18 vH der Mitgliedschaft.

Infolge der Bindungen durch das Genter System konnte trotz der Krise der Mitgliederbestand nicht nur gehalten, sondern sogar noch, wenn auch unerheblich, gesteigert werden. Der Verband zählt gegenwärtig 65 000 Mitglieder. In bedeutender Weise hat sich aber die Beitragsleistung gehoben, es wurden 2 900 523 Beiträge abgesetzt, um 150 000 mehr als im Vorjahre.

Die Gesamteinnahmen des Verbandes beliehen sich ohne die staatlichen Rückzahlungen für die Arbeitslosenunterstützung, die die Höhe von fast 6 Mill. Kr. erreichten, auf 13 802 000 Kr., um 2,2 Mill. mehr als im Jahre 1929.

Die Ausgaben betragen einschließlich des Staatsbeitrages 25 212 000 Kr. Neben der Arbeitslosenunterstützung wurden 635 000 Kr. an Krankenunterstützungen ausbezahlt, 493 000 Kr. an Streikunterstützungen, 332 000 Kr. an außerordentlichen Unterstützungen. Ferner gelangten noch Reise- und Umzugsunterstützungen zur Auszahlung, so daß insgesamt 20 108 000 Kr. an verschiedenen Unterstützungen bezahlt wurden. Die Verbandsblätter (der Verband gibt gegenwärtig ein tschechisches, deutsches, slowakisches und polnisches Fachblatt sowie eine magyarische Beilage im deutschen Fachblatt heraus) erforderten einen Aufwand von über 886 000 Kr., die Verwaltungsausgaben 2 752 000 Kronen, worin auch die Kassiererschädigungen, Drucksachen, Agitation, Versicherungen usw. enthalten sind. An die Eisernen Internationale sowie für die französischen und magyarischen Kollegen wurden 58 000 Kr. abgeführt; auch gegenwärtig hat der Verband wieder den ungarischen Kameraden seine finanzielle Hilfe zu teil werden lassen. Die Bilanz schließt mit einem Vermögensstand von 20 754 000 Kr., um 300 000 Kr. weniger als im Jahre 1929. Das ist in Anbetracht der außer-

ordentlichen Anspannung als äußerst günstiges Ergebnis zu bezeichnen.

Trotz des verhältnismäßig günstigen Abschlusses geht der Verband daran, sich finanziell noch besser als bisher zu sichern, indem der Erweiterte Verbandsvorstand eine Erhöhung der Beiträge um 50 Heller beschloß, die vorläufig bis zum nächsten Verbandstag im Frühjahr 1932 in Kraft bleibt. Die Mitgliedschaft anerkennt auch durchaus die Notwendigkeit dieser Maßnahme und verschiedene Verbandsbezirke sowie Ortsgruppen haben von sich aus eine doppelt so große Erhöhung beantragt. Das zeugt vom Vertrauen der Mitglieder in ihre Organisation, aber auch von der Erkenntnis, daß die Organisation für die kommenden Kämpfe schlagfertig und gerüstet dastehen muß.

Es ist besonders das Problem der Arbeitszeitverkürzung, das immer dringender wird. Heute anerkennen selbst die Unternehmer, daß eine solche Maßnahme unausbleiblich ist, wogegen sie sich jedoch wehren, das ist der Lohnausgleich. Der Verband steht bereits für das große mittelböhmische Vertragsgebiet, in dem sich die größten Werke, wie Skoda, Böhmischo-mährische Maschinenfabrik, Ringhoffer u. a. befinden, in Verhandlungen, und es ist kein Zweifel, daß so oder anders eine Lösung in bejahendem Sinne gefunden werden muß.

I. B.

Die Erwerbslosenunterstützung in Frankreich

Ist durch die Veröffentlichung von vier Verfügungen im Journal offiziell geregelt worden. Der Staat beschränkt sich darauf, die bewilligte Unterstützungssumme — einstweilen 100 Millionen Franken — zur Verfügung zu stellen. Die Organisation der Unterstützung obliegt den Gemeinden. Die Unterstützungssätze sehen folgendermaßen aus: Ein Familienvater erhält 1,20 M den Tag, dazu für jedes Familienmitglied, mit Ausnahme der Ehefrau, 60 Pf. den Tag. Der Gesamtsatz der Unterstützung, der täglich einer Familie gezahlt wird, darf 3 M im allgemeinen nicht übersteigen. Nur ausnahmsweise — wenn mehr als fünf unmündige Kinder vorhanden sind — steigt der tägliche Unterstützungssatz auf 4,50 M.

Um in den Besitz der Unterstützung zu kommen, genügt es nicht, erwerbslos zu sein. Es müssen noch verschiedene umständliche und zum Teil schwer verständliche Formalitäten erfüllt werden. Diese sind ein Nachweis über eine mindestens sechs Monate lange Arbeitszeit zu normalem Lohn, eine Bescheinigung darüber, daß der Unterstützungsempfänger mindestens drei Monate in der Gemeinde ansässig war, eine Erklärung des Arbeitsamtes, daß der Arbeitslose keine ihm vorgeschlagene Arbeit abgelehnt hat, ein Leumundzeugnis der Polizei, daß der Unterstützungsempfänger kein notorischer Trinker ist.

Ausgenommen von jeder Unterstützung sind Arbeiter, die durch Streik erwerbslos werden. Diese Bestimmung wurde von der Rechtsmehrheit der Kammer gegen die Stimmen der Sozialisten angenommen. Über die endgültige Fassung des französischen Erwerbslosengesetzes ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. Die sozialistische Fraktion der Kammer wird Reformvorschläge einbringen.

Proletariat im Orient

In Reiseberichten kann man lesen die Wunder und den Reiz des Orients, doch keiner der Verfasser schildert einmal die Armenviertel von Stambul, abseits des Fremdenverkehrs gelegen. Wohl selten kommt irgendein Vergnügungsreisender in diese Stadtteile, und wenn sich doch einmal einer dahin verirrt, so ist das Elend der Bewohner in Kürze vergessen. Den wahren Stand eines Volkes kann man aber nicht im Rundfahrrauto oder in den Fremdenhotels kennen lernen; man muß den Proletarier, den arbeitenden Menschen, aufsuchen. Hier hat man den besten Maßstab.

Die Armenviertel Stambuls sind ausschließlich von gewalt-sam zu Lumpenproletariern gepreßten Arbeitern bewohnt. Entsetzt blickt der Besucher auf den Haufen Elend, der sich ihm hier offenbart. Wir gehen vom Europäerzentrum etwa 15 Minuten nach Westen und kommen in die Siedlung Kurtulusch, die zumeist von Griechen bewohnt wird. Kleine Holzbaracken aus Abfallholz notdürftig zusammengestellt. Die Dächer und die Wände mit auseinandergeschnittenen Petroleumbüchsen verkleidet. Sturmwind oder Regenböen, am Bosphorus nicht selten, werfen leicht so ein Gebilde über den Haufen. Manches Häuschen hat sogar einen kleinen Vorgarten, dessen Umzäunung aus Reisig, alten Kochtöpfen und anderen Gegenständen des Kehrichthaufens zusammengebaut ist.

Die Inneneinrichtung eines solchen „Häuses“ besteht gewöhnlich aus einer in der Mitte durchschnittenen Petroleumbüchse, halb mit Asche angefüllt, auf der dann einige Holzkohlen glimmen, um darauf die Speisen zuzubereiten. Dann einige Hocker, ein Tisch, am Fenster eine Pritsche. Bei Wohlhabenderen findet man vielleicht auch noch eine Art Kleiderschrank. Die meisten haben jedoch in einer Ecke ein mit Nägeln beschlagenes Brett, an dem die Kleidungsstücke, richtiger gesagt die unwahrscheinlich geflickten Lumpen, aufgehängt werden, bei ordnungsliebenden Proleten mit einem Fetzen gegen den Staub geschützt. Selten erblickt man eine Bettstelle. Der Fremde wundert sich, wo diese Menschen schlafen. Jeder Abend bringt dieselbe Lösung: Unter der Pritsche liegen einige Steppdecken oder Teppiche oder dergleichen, die hervorgeholt und auf dem Fußboden aufgerollt werden — die Bettstellen sind fertig.

Armut und Elend, wohin man blickt! Mittelstandsangehörige hat Stambul wenig. Es sind dann kleine Geschäftsleute. Selbst die Gewerbetreibenden und die Händler mit festem Stand krebren sich als niedere Proleten durch.

Betrachtet man das Leben dieses Proletariats, so schüttelt man verzweifelt den Kopf. Man fragt sich, ists ein Trugbild oder Wahrheit, wie diese Menschen dahinleben. Mit einem Stückchen Brot zur Arbeitsstelle, das mit Oliven verspeist wird und dem einige Schluck Wasser folgen. Dabei verrichten sie die schwersten Arbeiten, schleppen vom Morgen bis zum Abend Lasten, über die ein Athlet staunen würde. An Feiertagen geht es in eine Kaffeebude. Man trinkt einen türkischen Kaffee oder ein Glas Dusiko (Schnaps), die Analphabeten höfren andächtig dem die Zeitung Vorlesenden zu. Höchst erstrebter Kulturgenuß ist der Besuch eines Kinos. Weitere Ansprüche stellt der orientalische Arbeiter nicht. Soziales Gefühl und Kollegialität fehlen ihm noch gänzlich. Selten findet man Freundschaft und Solidarität unter den im Elend verkommenen Proleten.

Die Geldaristokraten machen sich das zunutze und pressen die Arbeiter aus bis aufs letzte — es sind ja genug vorhanden. Neuerdings verlangt die türkische Presse ein Eingreifen der Regierung gegen die Ausbeutungspolitik der 70 Geldaristokraten Stambuls. Das Elendsröcheln des Konstantinopeler Proletariats dringt bis nach Angora.

Der Fehlbetrag im amerikanischen Staatshaushalt

Das Finanzjahr in den Vereinigten Staaten, das Ende Juni dieses Jahres ablaufen wird, zeigt bereits ein Defizit von nicht weniger als 800 Millionen Dollar. In der Krise sind die Einnahmen aus Steuern und Zöllen in außerordentlich großem Umfang zurückgegangen. Aus diesem Grunde entstand das große Defizit, obwohl die Ausgabenseite des Staatsbudgets nicht so stark wie in anderen Ländern erhöht werden mußte, da Erwerbslosenunterstützung, die die Staatsausgaben anderer Länder in der Krisenzeit gewaltig anschwellen lassen, in den Vereinigten Staaten nicht gewährt wird.

Die Deckung des Fehlbetrages begegnet freilich in diesem kapitalreichen Lande keinen Schwierigkeiten, da der Staat seinen Geldbedarf durch Ausgabe von Schatzanweisungen stets befriedigen kann. Eine besondere Anspannung des staatlichen Geldbedarfes entsteht daraus, daß das Parlament der Beileihung der vom Staat als Abfindung für die Kriegsteilnehmer gewährten Versicherungspolizen zustimmte. Die Kriegsteilnehmer haben bisher Darlehen auf die Polizen in der Höhe von 912 Millionen Dollar aufgenommen, während Anträge um weitere 140 Millionen Dollar noch unerledigt sind. Im nächsten Budget für das Jahr 1931/32 sollen die Ausgaben um 300 Millionen Dollar gekürzt werden. Dennoch wurde auf Grund der gegenwärtigen Steuergesetze ein erhebliches Defizit für das nächste Finanzjahr berechnet, so daß neue Einnahmequellen erschlossen werden müssen. Daß die Forderung nach Streichung der inter-alliierten Schulden — die Vorbedingung für die Erleichterung der deutschen Reparationslasten — in Regierungskreisen der Vereinigten Staaten kein Gehör findet, ist nicht zuletzt dem Defizit im Haushalt der Vereinigten Staaten zuzuschreiben. Allerdings sind in den Vereinigten Staaten in den letzten vier Jahren die Steuern schon dreimal erheblich gesenkt worden. Darüber hinaus sind im amerikanischen Staatsbudget für eine übermäßig rasche Tilgung der inneren Staatsschulden gewaltige Summen vorgesehen, so daß die Lage der amerikanischen Staatsfinanzen günstiger ist, als jene Zahlen über das Staatsdefizit erscheinen lassen.

Überall billiges Geld

Die Diskontrate der New York Federal Reserve Bank ist kürzlich von 2 auf 1½ vH herabgesetzt worden. Damit hat sie den tiefsten Stand seit Bestehen des amerikanischen Notenbanksystems erreicht. Tagesgeld ist in den Vereinigten Staaten bis auf einen Zinsfuß von 1 vH heruntergegangen. Im Anschluß daran hat die Bank von England ihren Diskontsatz von 3 auf 2½ vH gesenkt. Die Bank von Frankreich hat einen Diskontsatz von 2 vH. Somit ist die Lage der Geldmärkte heute in einer Verfassung wie seit langem nicht. Billiges Geld wird in Massen angeboten. Allerdings nicht überall. Zum Beispiel sind die Geldverhältnisse in Mitteleuropa nach wie vor in einer gewissen Spannung. In Berlin beträgt der Diskontsatz 4 vH. Gegenüber dem amerikanischen ist dies eine Spanne von 3,5 vH.

Die deutsche Reichsbank hat es bisher abgelehnt, aus den Verhältnissen der übrigen Weltmärkte die Konsequenzen zu ziehen. Über kurz oder lang muß aber auch in Deutschland der Diskontsatz herabgesetzt werden. Jedenfalls ist es eine Tatsache, daß billiges Geld in Massen auf den Märkten des Weltgeldverkehrs zu haben ist. Daneben sind freiliegende Arbeitskräfte in Massen vorhanden. Früher hat man es als ein wesentliches Merkmal der Krisenentspannung angesehen, wenn der Diskontsatz der Notenbanken auf einen recht niedrigen Stand herabgesetzt werden konnte. Alle diese Begriffe gelten heute nicht mehr. Die Wirtschaft der Nachkriegszeit beschreitet ganz neue Wege. Dennoch müßte die Möglichkeit vorhanden sein, die freiliegenden Kapitalien zu mobilisieren, um die freiliegenden Arbeitskräfte wieder zu volkswirtschaftlich wertvoller Tätigkeit zu verhelfen. Allein, der Kapitalismus ist unfähig, Auswüchse seines Systems zu beseitigen.

Das Dinta ohne Schmus

Das Dinta dient der Idee der Werksgemeinschaft; es ist ein neuer Versuch, die Arbeiter geistig und seelisch zu entmannen und sie dem Kapitalismus gefügig zu machen. Über diese Tatsache ist sich die freigewerkschaftliche Arbeiterschaft nicht im geringsten im Zweifel. Ihr Kampf gegen das Dinta hat indessen die Schwäche, daß sie kaum jemals mit selbsterlebtem Material aufwarten kann, während die Dintaleute selbst sich natürlich sehr hüten, ihre Karten aufzudecken. Ihre unverschämte Selbstbeweihräucherung hat allgemach derartiger Umfang angenommen, daß es ratsam erscheint, sie zu dämpfen.

Die Grundlage der Dintarbeit bildet die mit großer Reklame angepriesene gründliche Ausbildung in den Lehrwerkstätten. Dintarbeit ist Ingenieurarbeit!, so lautet das Schlagwort. Besonders die Gelsenkirchener Lehrwerkstätten bilden die Musterkollektion des Obergeringieurs Arnhold. Große Besucher-scharen werden in diesen Betrieben herumgeführt, angefangen vom Pfarrer bis zur Halbwelt-dame. Alle bewundern die Schulungs- und Erziehungsmethoden und betäuben weiter die große Öffentlichkeit mit ihren Eindrücken. Wem unter den Besuchern war aber die Gelegenheit geboten, hinter die Kulissen zu schauen? Die von den jungen Menschen beim Ablauf der Ausbildungszeit in der Lehrwerkstatt mit Bitterkeit ausgestoßenen Worte wie: „L. W., du Mörder meiner Jugend!“ Oder: „Ein Glück, daß ich aus dem Zuchthaus komme!“ reden eine deutliche Sprache. Wenn man noch erfährt, daß bereits ein Selbstmord und ein Selbstmordversuch seit dem Bestehen aus den Gelsenkirchener Lehrwerkstätten zu berichten sind, so muß das doch bedenklich stimmen.

Zu der „Heranbildung eines hochqualifizierten Facharbeiter-nachwuchses“ sei nur erwähnt, daß die Betriebsleitung in den Hauptbetrieben um Aufträge betteln muß. Da sie bestimmt nicht die besten Arbeiten weitergeben, wird sie erst ins rechte Licht gerückt. Ist wirklich qualifizierte Arbeit vorhanden, so werden damit die Günstlinge die man hier auch züchtet, also vornehmlich die Praktikanten, betraut. Sie erhalten schon nach zweijähriger Lehrzeit den Facharbeiterbrief, der Proletariersohn muß vier Jahre darauf warten. Die Praktikanten werden rücksichtsvoll behandelt, da ihre Väter einflußreich sind. Es sind Namen wie v. Raumer und Klönne (Dortmund) darunter. Während man sonst streng darauf bedacht ist, Liebesplänkeleien der Lehrlinge und Hausfrauenschülerinnen als unmoralisch zu ahnden, dürfen bevorzugte Praktikanten selbst in deren Unterrichtsstunden unter den Schülerinnen ihre Augenweiden halten. Auch die dem Lehrbetrieb durch eine besondere Klausel im Lehrvertrag überlassene Erziehungsgewalt wirkt sich unterschiedlich aus. Fälle, in denen sich die Zöglinge, durch willkürliche Ungerechtigkeit des Vorgesetzten veranlaßt, ihm gegenüber vergaben und wehrten legen Zeugnis davon ab.

Bekanntlich betrachtet das Institut als eine seiner Hauptaufgaben die Förderung der Zeitstudienprobleme durch die Forschungsstelle für „Industrielle Schwerarbeit“. Hierbei offen-

bart sich nun die Skrupellosigkeit des ganzen Unternehmens. Nach zweijähriger Ausbildungszeit wandern die Lehrlinge, gemäß der Marschroute zur Facharbeiterschulung, in die Produktionswerkstätten. Hier sollen sie die sichtige Routine bekommen und mit der produktiven Arbeit verwachsen. Die Akkordpreise werden in diesen Betrieben durch Zeitstudien festgelegt. Bei ihrer Aufnahme sind nun in der Regel Gesellen und Lehrlinge beteiligt, und der Geselle muß dem Lehrling alle Nebenarbeiten zuschieben, damit er nicht zu Minderleistungen kommt. Von diesen heißt es in der „Arbeitsschulung“ 1930, erstes Heft, deutlich: „Wir haben nur die Veranlassung, ihn (einen solchen Arbeiter) geringer zu bezahlen oder ihn nicht zu behalten...“ Wie aber soll der Arbeiter unter solchen Umständen der fachmännischen Ausbildung des Lehrlingen Rechnung tragen?

Die theoretische Schulung des Facharbeiters hat, nach dem Ingenieur Arnhold, zum vornehmsten Ziel, dem jungen Menschen die Arbeit geistig nahe zu bringen. Eine Begebenheit bei einer der letzten Abschlußprüfungen mag den Widerspruch oder besser das wirklich „vornehmste“ Ziel der Werk-schulen stempeln: Arnhold examinierte als Prüfungskommissar einen abgehenden Zögling über die Ursachen der heutigen Wirtschaftskrise. Prompt gab dieser als Antwort: „Weil wir kein großes Heer mehr haben, können wir keine Kanonen und Kriegsrüstungen herstellen und haben somit keine Arbeit!“ Die Pflege des Wehrgedankens scheint also dort ein Hauptfach zu sein. Wenn der Leiter derselben Anstalt beim Raub des Achtstundentages in Nordwest erklärte: „Jetzt sind wir wieder die Herren“, so kennzeichnet das die dort herrschende Meinung von dem Verhältnis zwischen Arbeiter und Unternehmer. Weiter verpflichtete man einige, als Außen-seiter betrachtete Zöglinge zum Besuch des patriotischen Films „Die Königsgrenadiere“ in ihrer Freizeit unter Führung des Vorsitzenden eines Kriegervereins, wobei man sich auf die im Lehrvertrag überlassene Erziehungsgewalt stützte.

Der Leiter des Dinta hat es für gut befunden, eine Feld-dienstordnung für die Führerschaft der Industrie herauszugeben. Nun hat aber die Vergötterung des Führerideals einen scharfen Dämpfer erhalten. Einer der eifrigsten Mitarbeiter im Dinta, der Leiter des Ausbildungsbetriebes der Krefelder Edeltahlwerke, hat den Optimismus stark gefährdet. Im Herbst des vergangenen Jahres hat er sein industrielles Führertalent als Defraudant offenbart. Er war Disponent über 10 000 M Lehrlingsgelder, und diese Summe ist unter seiner Verwaltung zerronnen. Ferner steht eine andere leitende Persönlichkeit der dortigen Werk-schule unter ähnlicher Anklage. Man kann also das Dinta und dem Obergeringieur Arnhold zu der Führerfrage und dem königlichen Ehrenmann nur herzlich gratulieren.

Derartige Ausbildungsmethoden können von der organisierten Arbeiterschaft nur als Attrappe einer hirnverbrannten Reaktion gewertet werden.

